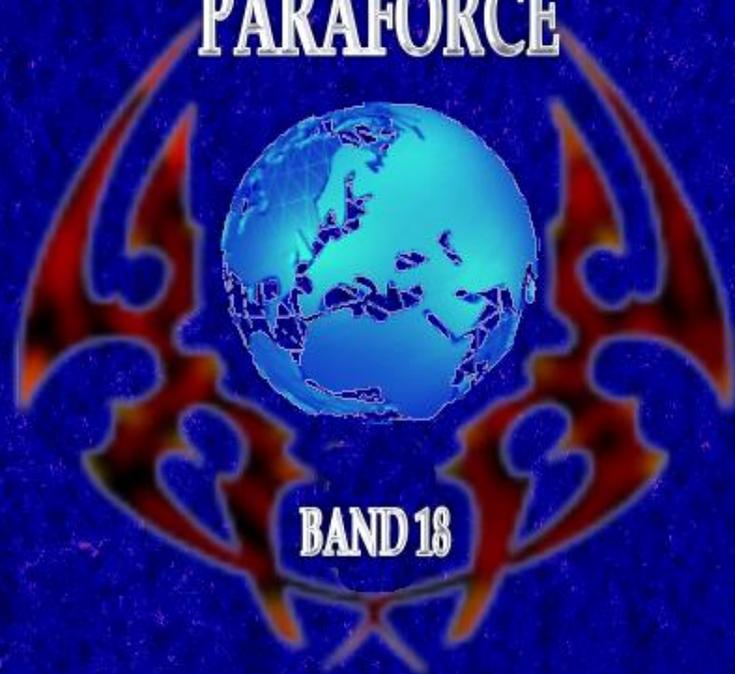


Klaus Frank

PARAFORCE



Die Seelendiebin

WWW.GEISTERSPIEGEL.DE

Klaus Frank

Paraforce

Band 18

Die Seelendiebin

www.geisterspiegel.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2015 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Die Seelendiebin

1

Sarah Stone schaute ein ums andere Mal durch das große Schaufenster nach draußen, wo zu dieser Zeit reger Verkehr herrschte. Der vorherrschende Lärm wurde hier im Laden zu einem einschläfernden Brummen abgemildert. Sie liebte es, diesem Geräusch zu lauschen; schon als sie damals den kahlen, mit alten Tapetenfetzen übersäten Raum betreten hatte, war ihr klar gewesen, dass sie der seltsamen Magie des Verkehrslärms und des einströmenden Lichts der Sonne nicht widerstehen konnte. Und so wurde bald *Sarah & Mel* eröffnet, eine Boutique, die Sarah zusammen mit ihrer Schwester Melissa führte. Das Geschäft lag in der Wellington Street, nicht weit von der Themse entfernt. Oft war es so, dass sie den Duft des Flusses riechen konnten.

Es lag weder an der Blechlawine noch am Fluss, dass Sarah mit wachsender Beklommenheit nach draußen schaute. Ihr Blick fiel auf den Mann, der neben dem Schaufenster am Boden hockte, und sie verzog das Gesicht, weil der Anblick ihre dunkle Befürchtung bestätigte. Offenbar hatte der Mann Gefallen an diesem Platz gefunden; seit annähernd vier Stunden saß er nun schon dort und schien sich seither kaum gerührt zu haben, obwohl seine Sitzposition mehr als unbequem sein musste.

»Das hat uns noch gefehlt«, sagte sie.

»Ist er immer noch da?«, fragte ihre Schwester vom Nebenraum her, wo leise der Fernsehapparat lief.

»Ja.«

Melissa Stone kam herüber zu Sarah und seufzte leise. Sie schaute ebenfalls hinaus. »Der vergrault uns die Kundschaft. Wir müssen was unternehmen, damit er nachher nicht noch annimmt, dass wir ihn dulden.«

»Was sollen wir denn tun?«

Melissa zuckte mit den Schultern. Nach der Eröffnung der Boutique hatte niemand von ihnen mit Schwierigkeiten gerechnet, und schon gar nicht mit solchen. »Ich ...« Sie schwieg, weil eine ältere Frau langsam vorüberschritt und mit offenkundigem Interesse auf die Schaufensterauslage schaute. Dann fiel ihr Blick auf den Mann, und sie ging mit einem Gesichtsausdruck, der Verdrossenheit oder Abscheu zeigte, weiter.

»Der vergrault uns die Kundschaft«, wiederholte Melissa. Sie schüttelte wütend den Kopf. »Wir sollten die Polizei rufen. Sollen die ihn da wegnehmen.«

»Die Polizei wird sich nicht für unser Problem interessieren«, wandte Sarah ein. »Man wird uns sagen, solange der Kerl nichts macht, das eine Gefahr für uns darstellt, begeht er auch keine Straftat.«

»Aber er muss weg«, meinte Melissa. »Der kommt uns teuer zu stehen.«

»Ich geh raus zu ihm und sag ihm, dass er verschwinden soll. Wenn man es den Leuten freundlich genug sagt, gehorchen sie meistens.« Sarah zog sich eine dünne Jacke über und zog die Tür auf. »Vor-

sichtshalber bleib hier stehen und komm mir zur Hilfe, wenn es nötig sein sollte.«

Es wehte ein leichter Wind, in dem der Geruch von Themsewasser und Abgasen mitschwang, aber es war nicht kalt. Dennoch zog Sarah fröstelnd die Schultern hoch. Vielleicht stimmte es, was sie vor wenigen Augenblicken ohne Überlegung erzählt hatte, und die meisten Obdachlosen und Vagabunden waren tatsächlich friedfertig und zogen weiter, wenn man es wünschte. Aber sicherlich war die Zahl der schwierigen Charaktere ebenso groß.

Nichts an der Gestalt machte den Anschein, als hätte sie Sarah bemerkt. Von der Statur her handelte es sich eindeutig um einen Mann, sonst jedoch konnte sie nichts von ihm sehen. Er trug einen ausgebeulten, sehr zerschlissenen Mantel und einen tief ins Gesicht gezogenen alten, vor Schmutz starrenden Hut. Die Arme hatte er vor dem Bauch verschränkt, als hätte er Schmerzen.

»Hallo«, sagte Sarah unsicher, als sie vor ihm stand. »Entschuldigen Sie. Sie müssen hier weg. Unsere Kundschaft ...« *Unsere Kundschaft legt keinen Wert auf Ihre Nähe!* Sollte sie das sagen? Es klang verletzend. Aber auch, den Mann zu vertreiben, war eine würdelose Angelegenheit, egal welche Worte Sarah in den Mund nahm.

»Unsere Kundschaft hat sich beschwert«, sagte sie lahm. Ihr wurde bewusst, dass Melissa, wenn sie noch auf dem Posten war, ihr Zögern bemerken würde. Und nicht nur sie – einige Passanten blickten zu ihr

herüber, ein Teil von ihnen blieb stehen. Sie musste die Angelegenheit jetzt beenden, schnell und sauber.

»Gehen Sie jetzt!«, fuhr sie den Mann mit ätzendem Unterton in der Stimme an.

Aber er reagierte nicht, als sei er mit seinen Gedanken völlig woanders. Vielleicht schlief er sogar, mit von Alkohol umnebelten Sinnen konnte das durchaus sein.

»Wenn Sie jetzt nicht augenblicklich gehen«, sagte sie trotzig, »muss ich die Polizei rufen!« Das Wort *Polizei* war für solche Leute doch sicher so etwas wie ein schrillendes Alarmsignal, auf das sie sofort reagierten.

Doch die Drohung verhallte wirkungslos.

Mit Mittel- und Zeigefinger tippte sie dem regungslosen Mann an die Schulter. Sie spürte den rauen Stoff des Mantels, das Fleisch und den Knochen darunter, dazu nahm sie einen eigenartigen Geruch wahr, der ihr in die Nase stieg. Sie konnte ihn nicht einordnen, aber es graute Sarah davor.

Sie riechen alle so, dachte sie schauernd, sie riechen nach schlechtem Essen und Krankheit.

Unbewusst wischte sie ihre Finger an der Jacke sauber.

Mit einiger Verzögerung folgte eine Reaktion auf ihre sachte Berührung. Der Oberkörper des Mannes rutschte ein wenig zur Seite und der Hut wurde durch das etwas vorstehende Sims des Schaufensters vom Schädel gepflückt.

Der fremde Duft, der sich in Sarahs Nase eingegraben hatte, war ein Bote des Todes gewesen!

Sie schrie gequält auf und taumelte einige Schritte weg von dem Leichnam. Einige der Gaffer kamen heran, aber auch sie blieben schließlich geschockt stehen.

»Gütiger Himmel«, rief einer. Er blickte in die weißen Totenaugen der zusammengekrümmten Gestalt. Das uralte faltige Gesicht wurde durchpflügt von dicken Adern, an der Nase hatte ein Geschwür genagt, man konnte mühelos in die blutige Höhle hineinschauen. Der Mund stand halb offen und die Spitze der farblosen Zunge lugte hervor. Das Kinn und ein Teil des Mantels wiesen Spuren getrockneten Blutes auf.

»Der ist ja mindestens hundert Jahre alt.«

2

Die tragische Geschichte des toten Mannes wurde um die Welt getragen, denn sein Tod war rätselhafter, als es zunächst den Anschein hatte. Es handelte sich bei der Leiche um Thomas Poterman. Laut Zeugen aussagen, die später polizeilich bestätigt wurden, hatte er wenige Wochen vor seinem Tod seinen zweiunddreißigsten Geburtstag gefeiert und zu jenem Zeitpunkt absolut normal gewirkt und ausgesehen. Wie innerhalb weniger Tage die Wandlung zu einem Greis vollzogen werden konnte, vermochte niemand zu sagen, auch die Experten, die befragt wurden, mussten der Öffentlichkeit ihre Ratlosigkeit eingestehen. Nichts in Potermans Lebensumfeld schien verdächtig.

Seine wenigen Freunde und Bekannten bestätigten, dass nichts Ungewöhnliches an ihm gewesen war, den Unterlagen seines Hausarztes nach zu urteilen, war er ein völlig gesunder Mensch gewesen, abgesehen von seinem etwas erhöhten Blutdruck. Die Medien spekulierten sehr schnell über Viren, die für sein vorzeitiges Altern verantwortlich sein konnten, wenngleich diese atemberaubende Geschwindigkeit, mit der sie Poterman hatten dahinraffen lassen, völlig fremd war.

Auch in Köln wurde die Berichterstattung verfolgt, dort aber gab es Menschen, die Zweifel hatten an den Thesen der Experten.

Als der Nachrichtensprecher der Zwanzig-Uhr-Nachrichten sich einem anderen Thema zuwandte, fragte Stefan Crenz: »Was haltet ihr davon?« Sie saßen zu dritt in dem großen Wohnzimmer des Einfamilienhauses von Stefan Crenz, seiner Frau Judith sowie deren Tochter Melanie, die sich in ihrem Zimmer befand und dort wahrscheinlich ebenfalls die Nachrichten schaute. Das mochte für ein Kind in ihrem Alter eher unüblich sein, aber Mel, wie sie stets genannt werden wollte, entsprach in vielen Dingen nicht einer typischen Zwölfjährigen. Ihre Eltern hatten es längst aufgegeben, sie für ihre manchmal skurrilen Vorlieben zu rügen; statt etwas über Popstars oder Pferde zu lesen, widmete Mel sich lieber der Lektüre über die Geschichte der Menschheit oder die Arbeit eines Profilers. Ihr Hang zu philosophischen Debatten war gleichsam erfrischend wie anstrengend; jedes ange-

sprochene Thema drohte über kurz oder lang zu einem Diskurs über die Sicht der Dinge zu werden.

Im Hintergrund des dunklen Raumes sangen Charlotte und Rübezahl eine leise Melodie, die beiden Kanarienvögel saßen in ihrem geräumigen Käfig einträchtig nebeneinander. In Ben Fullers Ohren klang es reichlich disharmonisch, aber dennoch schlich sich ein leises Grinsen in sein Gesicht, da es ihm ein wenig wie das Pfeifen im dunklen Wald vorkam.

Er war oft in Köln zu Besuch; genau genommen war er in den letzten Wochen häufiger in diesem Haus gewesen als in seiner eigenen Wohnung in Düsseldorf, die ihm zu groß vorkam, seit er dort allein wohnte. Unweigerlich wollten seine Gedanken zu Stefanie Winkler wandern, die gestorben war, um Ben zu retten, doch es gelang ihm, seine Aufmerksamkeit wieder auf die Berichterstattung zu lenken und auch auf Stefans Frage, die immer noch unbeantwortet im Raum schwebte.

»Ich glaube nicht an die These von unbekanntem Viren«, sagte er mit Bestimmtheit.

»Sondern?«, hakte Stefan nach.

»Ich weiß nicht.« Ben zuckte mit den Schultern und langte nach seinem Glas mit mittlerweile abgestandenerem Bier. »Vielleicht kündigt sich ein neuer Fall für uns an.«

»Wenn überhaupt«, widersprach Stefan, »kündigt sich ein neuer Fall für unsere amerikanischen und britischen Kollegen an. Hier in Deutschland ist so etwas noch nicht geschehen.«

Sie arbeiteten für die reichlich mysteriöse Organisation mit dem sperrigen Namen United Nations International Paranormal Activity Force – intern war der zeitsparende Begriff Paraforce an der Tagesordnung –, die ihren Sitz im Herzen Manhattans hatte. Paraforce beschäftigte sich mit Fällen und Verbrechen, die mit herkömmlichen Ermittlungsmethoden kaum aufzuklären waren. Dass es solche Fälle gab, hatten Stefan und Ben bereits einige Male erfahren müssen, seit sie für Paraforce tätig waren, und es hatte ihre Sicht der Dinge gewaltig verändert. Insofern war es auch für Judith Crenz nicht verwunderlich, dass die beiden Männer mit einer Selbstverständlichkeit über diese rätselhafte Angelegenheit sprachen, wie es andere Ermittler kaum getan hätten. Sie selber war noch nicht mit unerklärlichen Dingen in Berührung gekommen, und es lag auch nicht in ihrer Absicht, aber sie glaubte den Schilderungen ihres Mannes über alte Fälle ohne Weiteres, und sie vermutete gar, dass er ihr viele Details verschwieg.

»Da hast du recht, aber dennoch kann es ja nicht schaden, wenn wir uns mit der Zentrale in Verbindung setzen. Außerdem sollten wir ...«

»Wir sollten versuchen, mehr Informationen über Poterman zu bekommen«, unterbrach ihn Judith. Ihre Augen blitzten vergnügt, als sie Bens Verblüffung bemerkte.

»Woher weißt du, was ich sagen wollte?«

»Intuition, Hexerei, simple Begabung – wer kann das schon mit Bestimmtheit sagen?«

»Auf jeden Fall Begabung«, sagte Ben. Seine Worte waren aufrichtig gemeint, denn er wusste, dass Judith über eine beachtliche Auffassungsgabe verfügte, die so manchen altgedienten Ermittler in Verlegenheit gebracht hätte. Ihm gefiel ihr unkompliziertes Wesen. Er wusste, dass er die Geduld seines Kollegen und seiner Familie im Moment über Gebühr strapazierte, aber wenn seine Anwesenheit sie manchmal störte, so ließen sie es sich nicht anmerken. Und im Grunde glaubte Ben, dass sie erfreut waren über seine Besuche; ganz besonders Judith machte keinen Hehl aus ihrer vorbehaltlosen Freude, ihn zu sehen. Vielleicht war sie einfach nur eine liebenswerte Frau, doch Ben fragte sich manchmal mit einem mulmigen Gefühl, ob nicht andere Empfindungen im Spiel waren als Freundschaft, und er hoffte insgeheim, dass sein Verdacht niemals bestätigt wurde. Allein aus diesem Grund musste er bald seinen Weg zurück in sein eigenes Leben finden.

»Vielleicht ist der Tote mit etwas in Berührung gekommen, das für seinen ... Zerfall verantwortlich ist«, überlegte Stefan.

»Kann sein«, erwiderte Ben, »aber doch sicher nicht rein zufällig. Poterman ist schließlich nicht der erste Todesfall. Sechs oder sieben andere Opfer gab es in den letzten Wochen bereits, die an den gleichen Symptomen verstarben, und zwar überall auf der Welt, jetzt also zum ersten Mal auch eines in Europa. Womit sollten die Toten also in Berührung gekommen sein? Nein, ich glaube, dass es eine Verbindung zwi-

schen ihnen gibt.«

»Und welche?«

»Das ist die große Frage.«

»Dann werde ich mal mit den Nachforschungen beginnen.« Judith stand auf. »Und euch noch zwei Bier holen.«

3

Da war dieses entsetzlich nervende und zermürbende Heulen in seinem Kopf, ein unaussprechliches Chaos und tiefer Schmerz, als Georg Strasser langsam die Stufen des Hauses hinaufwankte. Ihm war schwindelig, und oft musste er sich am Geländer festklammern, um einen Sturz zu vermeiden. In irgendeiner Wohnung weiter oben lief laute Musik. Strasser verzog wütend das Gesicht und atmete vernehmlich durch die Nase ein und aus, aber dennoch glaubte er, ersticken zu müssen.

Endlich gelangte er in die dritte Etage und stand schließlich vor seiner Wohnungstür.

Während er versuchte, den Haustürschlüssel, den er bereits in der Hand hielt, ins Schloss zu bekommen, platzten Visionen vor seinen Augen auf. Er sah sich selbst und jene wunderbare Frau, welcher er begegnet war. Sie gingen auf einem roten Blütenmeer aufeinander zu, Göttin und Gott, und als sie dicht an dicht zum Stehen kamen, berührten sich ihre Lippen. Strasser hörte ihre Worte, die wie ein Schwur klangen: »Wir sehen uns wieder!«

Er dachte, er würde lächeln, aber er brachte lediglich eine verkniffene Grimasse zustande, die seine stumpfen und geröteten Augen hinter Hautfalten verschwinden ließ.

Er scheiterte an der Aufgabe, die Tür aufzuschließen, weil seine Hand zu stark zitterte.

»Verdammt!«, murmelte er unwillig.

Er hörte einen leisen Laut auf der anderen Seite der Schwelle: Martina, die sicher vor Sorgen um ihn keinen Schlaf gefunden hatte. Strasser grinste vor sich hin. Nichts in ihm sehnte sich danach, seine Frau zu sehen, aber immerhin konnte sie ihm nun eine Hilfe sein.

»Martina?«, rief er. »Ich bin's, Georg. Mach endlich die Tür auf!«

Das Licht im Treppenhaus erlosch und der Mann stand in beinahe völliger Finsternis. Nur unter dem schmalen Türschlitz drang ein wenig Helligkeit hervor.

Mach auf!, dachte er, *mach die verdammte Tür auf!* Er hob die Hand und ballte sie zur Faust, um mit ihr gegen das Holz zu schlagen, als die Tür geöffnet wurde. Strasser blickte seine Frau an und grunzte voller Verachtung. Kummer und verlorene Träume hatten tiefe Spuren in ihrem Gesicht hinterlassen. Sie trug ein rosafarbenes Nachthemd, in dem sie noch blasser wirkte als sonst schon. Wie sie so vor ihm stand, erinnerte sie Strasser an ein fettes Schwein. Am liebsten hätte er nun kehrtgemacht, doch er wusste nicht, wohin er flüchten sollte.

Martina Strassers Augen weiteten sich erschrocken und sie legte eine Hand auf ihren Mund, als wollte sie einen Schrei zurückhalten. Unwillkürlich trat sie einen Schritt zurück.

»Was glotzt du so?«, fuhr er sie an und trat an ihr vorbei in die kleine Wohnung am Berliner Alexanderplatz, in der sie bereits seit rund zwei Jahrzehnten wohnten. Sie war ein Abbild seines eigenen Lebens: verlobt und hässlich.

Der Schmerz in seinem Schädel wurde immer schlimmer, sein Hirn schien in Aufruhr zu sein.

»Wo kommst du her?«, fragte Martina. Sie stand immer noch an der Haustür. »Und wie siehst du aus? Mein Gott, dein Gesicht!«

Er wandte sich um zu ihr und sah den Schrecken in ihren Augen. »Was soll los sein mit meinem Gesicht?« Er betastete Mund und Nase und lachte leise. »Is' alles noch da.« Aber seine Stimme klang unsicher. Er wusste oder ahnte zumindest, worauf sie hinauswollte, es war seine eigene Sorge, nur dass er sich aus Furcht nicht mit ihr befasst hatte.

»Sieh dich doch an! Du schaust aus, als ... als ...«

»Als was?«, herrschte Strasser seine Frau an. »Als was, verdammt? Was willst du mir sagen?«

»Du siehst aus, als wärst du über Nacht zwanzig Jahre gealtert.«

Strasser stöhnte auf, als eine neuerliche Schmerzwellen durch seinen Kopf raste. Die nahen Wände des Zimmers schienen auf ihn niederzustürzen. Vielleicht wäre dies das Beste, was ihm geschehen konnte. Ir-

gendwo unauffindbar begraben zu sein. Niemand, der ihn suchte oder vermisste.

»Georg, was ist mir dir?« Martina eilte auf ihren Mann zu und wollte ihn stützen, als er schwankte.

»Fass mich nicht an!«, brüllte er und holte aus, als wolle er nach ihr schlagen. Seine Augen funkelten sie voller Zorn an, ein fanatischer Glanz glühte plötzlich in ihnen.

Martina wich vor ihm zurück und blickte ihn erschrocken an. »Ich hab mir solche Sorgen gemacht«, sagte sie leise, weitere bittere Tränen kündigten sich an, »aber jetzt wünschte ich, du wärst nicht hier.«

Strasser schüttelte den Kopf und zuckte zusammen. »Sorgen gemacht?«, fragte er verständnislos. Sein Wutanfall schien wieder verklungen.

»Wo warst du? Du warst drei Tage lang verschwunden.«

Mit einer Hand fuhr er sich übers Gesicht, und zum ersten Mal spürte er, wie schlaff seine Haut geworden war – und so kalt wie ein Fischbauch. Seine Stirn war nass von eisigem Schweiß. Waren es wirklich drei Tage gewesen? Strassers Erinnerung war beinah vollkommen ausgelöscht. Drei Tage? Konnte das wirklich sein oder redete seine Frau ihm bloß ein schlechtes Gewissen ein? Wo war er in dieser Zeit nur gewesen?

Er konnte sich an die Frau erinnern, die ihn mit Worten und Gesten in ihre Arme gelockt hatte und so sanft zu ihm gewesen war wie früher nicht einmal seine Mutter. In seinem Kopf fand er die Erinnerung an den Kuss voller Leidenschaft wieder, den sie ge-

tauscht hatten, an ihre weiche Brust, die er gestreichelt hatte, an das weiße Kleid, unter dem sich ihr schlanker Körper abgezeichnet hatte, der nach Lavendel duftete. Da war ein Gefühl gewesen in seiner Brust, dessen Drang so unglaublich mächtig war, dass er es mit einem irren Schrei hatte hinauslassen müssen. Das Gefühl von Freiheit und Stärke ... oder war es bloß blinde Verliebtheit gewesen?

Danach musste er wie von Sinnen durch Berlin gestreift sein, im Kopf nichts anderes als die Frau, deren Schönheit einfach überwältigend war. Ihr Haar reichte bis zur Hüfte, ihre Augen blickten verführerisch und immer ein wenig spöttisch, das Gesicht war das einer Göttin. Sie war so schön, so unglaublich schön ...

Er konnte nicht verstehen, dass sie ihn, ausgerechnet ihn auserwählt hatte. Er entsann sich, dass er nicht gewagt hatte, ihr die Frage zu stellen: Warum ich?

Die Erinnerung zerbrach wie ein Spiegel, der zu Boden fiel, als Martina fragte: »Willst du mir nicht sagen, wo du gewesen bist?«

»Nein!«

»Ist es ... eine andere Frau?«

»Nein!« Sie standen einen Schritt voneinander getrennt, Strasser schaute sie an, nichts reizte ihn, ein Wort zur Versöhnung zu sagen.

»Georg, bitte ...!«

Unvermittelt schlug er zu. Seine Augen konnten der Bewegung seiner zur Faust geballten Hand nicht folgen. Er spürte den Schmerz an seinen Knöcheln. Martinas Augen weiteten sich verdutzt. Dann spürte sie

das Blut, das ohne Unterlass aus ihrer Nase floss und auf ihr hässliches Nachthemd spritzte.

»Geh mir aus den Augen!«, zischte er. Dann wandte er sich um und trat an die kleine Vitrine, die neben dem Wohnzimmerschrank stand. Er griff nach einer Flasche Whiskey, die Staub angesetzt hatte. Als er den knirschenden Verschluss aufschraubte, hörte er Martina schluchzend und mit hastigen Schritten den Raum verlassen. Er nahm einen tiefen Schluck und genoss das Gefühl der Wärme.

»Hast es dir verdient«, murmelte er und trank erneut. Er wusste nicht, ob diese Worte Martina oder ihm galten. Wieder dachte er an die Frau und er versuchte, sich an ihren Namen zu erinnern, aber er hatte ihn vergessen: ein schöner, aber völlig fremder Name. Er musste sich nicht lange bemühen, um wieder das Spiel ihrer heißen Zunge zu spüren. Warum war sie wieder von ihm gegangen? Warum war sie nicht bei ihm geblieben? Sie hätte ihm den elenden Schmerz aus dem Schädel massieren können. Strasser grübelte, ob sie ihm nicht irgendeinen Hinweis gegeben hatte, wo er sie finden konnte, aber ihm fiel keiner ein.

Konnte er mit der Befürchtung weiterleben, dass er sie vielleicht niemals wieder sehen würde? Der Schmerz, sie verloren zu haben, würde sicher nie wieder vergehen.

Mit schmerzverzerrtem Gesicht ließ er sich in das Polster der Couch gleiten. Seine Augen, sein kochendes Hirn – die Qual war in jeder Faser.

Er trank weiter und hoffte, dass der Rausch ein we-

nig Linderung brachte.

Irgendwann später in der Nacht schreckte Strasser aus einem unruhigen Schlaf auf; sofort zuckte neuer Schmerz durch seinen Schädel. Er hockte in einer unbequemen Haltung auf der Couch, aus der er sich nun langsam aufrichtete. Das Licht brannte noch und auf dem Tisch vor ihm stand die offene, beinahe leere Flasche Whiskey, nach der er sogleich griff. Nur mit Mühe konnte er den warmen Alkohol bei sich behalten. Sein Magen zuckte und wollte die Flüssigkeit zurückspeien. Strasser hatte nicht lange geschlafen, eine Stunde vielleicht.

Ihm war, als habe er im Schlaf den Namen der Frau erfahren, aber wenn es so war, dann hatte das Erwachen ihn wieder getilgt. Er wusste, dass sie auf ihn wartete, irgendwo in der Stadt. Sicherlich gab es Hinweise auf ihr Versteck. Strasser nahm sich vor, jeden Stein, den es in Berlin gab, umzudrehen, und wenn er sie dann gefunden hatte, würde er sie anbeten und ihr ewige Treue schwören. Ihr sagen, dass er alles für sie tun würde.

Er lächelte und trank den letzten Rest Whiskey. Plötzlich spürte er den Geschmack von Blut in seinem Mund. Vorsichtig forschte er mit der Zunge nach der Wunde und zuckte mit einem Stöhnen zusammen, als durch den sachten Druck ein Schneidezahn abbrach. Er spuckte ihn und mit Blut durchsetzten Speichel zu

Boden.

Wankend stand er auf und suchte in einer Schublade des großen Wandschranks nach einem Spiegel. Mit einem ungunen Gefühl blickte er hinein.

Du siehst aus, als wärst du über Nacht zwanzig Jahre gealtert.

Er erinnerte sich an Martinas Worte, mit denen sie ihn unverblümt beschrieben hatte. Aber sie waren sogar noch ein Kompliment gewesen, wie er nun entsetzt bemerkte. Er war auf unheimliche Weise zu einem sabbernden Greis mutiert, dessen Gesicht mit Falten durchsetzt und fahl wie der leibhaftige Tod war. Vorsichtig öffnete er den Mund und schaute mithilfe des Spiegels in ihn hinein. Die Zähne standen schief im völlig entzündeten Fleisch, aus dem unentwegt Blut sickerte. Vielleicht hatten ganz einfach Schlaf und Alkohol den schmerzhaften Prozess des Zerfalls überdeckt, doch nun war es zu spät, ihn zu ignorieren. Jede unbeabsichtigte Berührung mit der Zunge ließ ihn vor Schmerz zusammenzucken, besonders dann, wenn er die Ruine des abgebrochenen Zahnes antastete.

Er musste ... Er stöhnte auf und legte eine Hand an seine heiße, schweißüberströmte Stirn. Was musste er? Für eine halbe Minute starrte er ins Nichts, seine Lippen zuckten und bewegten sich, als sei er in ein Gespräch vertieft. Speichel und Blut bildeten eine Blase zwischen ihnen, die schließlich lautlos platzte.

Er öffnete eine neue Flasche Whiskey und nahm einen tiefen Schluck aus ihr. Wenn er diese Nacht über-

leben wollte, musste er den Schmerz mit Alkohol betäuben.

Und verdammt, dachte er grimmig, diese Nacht brauchte er noch.

Ihm war schlecht. Der Whiskey brannte in seinen Innereien. Wann hatte er zum letzten Mal etwas gegessen? Er konnte sich nicht erinnern.

Martina!, dachte er. In seinem Kopf schoben sich Gedankensplitter zusammen und ergaben nach und nach ein komplettes Bild.

»Ja«, krächzte er und setzte die Flasche erneut an. Er schüttelte sich und verzog das Gesicht. Aus einer anderen Schublade des Schrankes klaubte er eine kleine zerkratzte Holztruhe heraus, in der ein Revolver in einem Bett aus rotem Samt lag. Er hatte ihn von seinem Vater bekommen. Alle sechs Kammern des Colts waren geladen. Mit Bedacht inspizierte er den Hahn. Es gab bei Waffen dieser Art keinen Sicherungshebel. Als er den Finger um den Abzug legte und zog, sah er, wie Hahn und Zylinder sich leicht bewegten.

Das Bild entlockte ihm ein glückliches Babylächeln. Er spürte nicht, wie Blut über seine Lippen rann.

4

Paraforce reagierte schnell und schickte E-Mails an alle Agenten, die für die Organisation tätig waren. Allerdings waren die Informationen sehr dürftig; auch Paraforce tappte vollkommen im Dunkeln darüber, was es mit den Todesfällen auf sich hatte. Der

Tote von London war das achte Opfer, von dem man wusste; man ging allerdings von einer unbestimmten Anzahl unbekannter Todesfälle aus. Laut stark abweichenden Informationen vergingen zwischen zwei und sieben Tage, bis die Opfer verstarben. In allen Fällen waren die Leichen stark gealtert. Keiner der Infizierten war älter als sechzig Jahre alt, wenngleich das Greisenhafte in ihren Zügen etwas vollkommen anderes vorgaukelte. Es handelte sich ohne Ausnahme um Männer, weibliche Opfer waren nicht zu beklagen, drei der Toten lebten in den USA, zwei in Asien, eines jeweils in Australien und Afrika und nun auch eines in Europa. Sie alle waren mutmaßlich nicht miteinander bekannt oder verwandt.

Die zahllosen Ermittler rund um den Globus versuchten fieberhaft eine Brücke zwischen den Toten zu finden, irgendeine Spur, die als Ursache dienen konnte, doch bislang fehlte ihnen jeglicher Ansatz.

Das kurze Traktat, das die Unterschriften von Jacques Baptiste und James Elwood Blackstone zierte, endete mit den Worten: *Halten Sie die Augen offen. Jede Kleinigkeit kann entscheidend sein. Doch gehen Sie kein unnötiges Risiko ein, wenn Ihnen etwas auffällt. Informieren Sie uns in so einem Fall umgehend.* Damit, so dachte Ben Fuller, der diese Zeilen stirnrunzelnd las, lag auf der Hand, dass die Ratlosigkeit auch in den Reihen von Paraforce ganz beträchtlich war. Aber er konnte sich gut vorstellen, mit welchem Elan hinter den Kulissen an einer Lösung des Falls gearbeitet wurde. Trotz all der Tragik und des Leids ging es natürlich

auch ums Prestige der ermittelnden Organisationen, wemgleich die Verantwortlichen dies sicher niemals zugegeben hätten.

Ben befand sich mittlerweile wieder in seiner Wohnung in Düsseldorf, nicht weit vom Rhein entfernt, an dessen linksrheinischem Ufer er sich oft aufhielt. Es gab einige Dinge für ihn hier zu erledigen; lästige Dinge, die ihn nicht erfreuten. In erster Linie jedoch wollte er Stefan und seiner Familie jedoch nicht zu sehr zur Last fallen. Dies hatte Ben ihnen nicht mit diesen Worten gesagt, da er sich vorstellen konnte, dass sie vor Entrüstung außer sich gewesen wären, ganz besonders vermutlich Judith, aber Ben wusste, dass es für ihn an der Zeit war, sein Leben wieder ein Stück weit selber in der Hand zu haben.

Ein Gefühl der Unruhe machte sich in ihm bemerkbar, es fühlte sich bohrend und drängend an und schnürte ihm beinah den Atem ab. Es drängte ihn nach draußen, weit weg von seinen eigenen vier Wänden. Die Sonne schien und der nahe Fluss lockte, und Ben konnte diesem Ruf nicht widerstehen. Alles war besser, als in der stillen, einsamen Wohnung zu bleiben, in der jede Ecke an Stefanie erinnerte. Er fragte sich, ob er jemals in der Lage war, sich in dieser Wohnung wieder heimisch und zufrieden zu fühlen. Wie lang brauchte ein Mensch, seine düstere Vergangenheit abzustreifen und ein neues Leben zu beginnen? Schaffte man das überhaupt? Bislang hatte er es nicht vermocht, die Gegenstände, die Stefanie gehörten, zu entfernen. Er schaffte es einfach nicht, ihre Dinge in

einen Karton zu packen; irgendwie kam es ihm vor, als müsse sie dann nochmals sterben.

Er schüttelte den Kopf. Er musste raus, bevor das altbekannte Gefühl ihn erneut übermannte, jenes gespenstische Gefühl, als wäre er bei lebendigem Leib eingemauert. Besser, wenn er sich nun der Sonne und dem Wind auslieferte.

Er zog eine Jacke über und verließ eilig die Wohnung. Es kam ihm wie eine Flucht vor.

Eine Minute oder länger stand Georg Strasser auf der Schwelle der offenen Schlafzimmertür, ehe Martina ihn bemerkte. Ein wenig Licht fiel in den kleinen Raum hinein. Er sah den Schrank auf der linken Seite und daneben das Doppelbett, die das Zimmer völlig ausfüllten, und auf dem Bett Martina. Sie hob ihren Kopf ein wenig und schaute zur Tür hinüber. Dachte sie, er kam, um sie um Verzeihung zu bitten?

Langsam aber ohne Zögern richtete er den Revolver ins Halbdunkel.

»Georg?« Martina richtete sich im Bett auf. Für sie war es einfacher, Einzelheiten zu erkennen, da Strasser auf der erleuchteten Schwelle stand. Sie konnte die Waffe in seiner Hand erkennen oder zumindest erahnen.

»Georg, was soll das?«

Strasser sagte nichts. Sein Hirn war erfüllt von einer Idee, an die er sich klammerte, und diesem bohrenden

Schmerz. Für Worte gab es keinen Platz mehr.

»Georg, bitte, ich bin doch deine Frau!« Die Stimme aus dem Dunkel klang schrill und voller Panik. Martina begriff, dass sie zu ihrem Mörder sprach.

Die Welt schien auseinanderzuplatzen, als Strasser den Abzug betätigte. Ein greller mordlustiger Blitz erhellte das Schlafzimmer, im Getöse des Schusses brüllte der Mörder schrill auf. Er sah, wie Martinas Oberkörper mit brutaler Wucht zurück aufs Bett geschleudert wurde. Dunkles Blut spritzte gegen die weiße Wand und das Bild mit der friedlichen Landschaftsperspektive hinter ihr. Der Strom, der sich aus Martina ergoss, wollte nicht enden, so wenig wie ihr Leben; es zuckte in ihrem Leib, dazu stieß sie ein schauriges lang gezogenes Röcheln aus. Ihre verkrampften Finger rissen die Bettdecke zu Boden.

Strasser stand unbeweglich auf der Schwelle und konnte seinen Blick nicht abwenden vom grässlichen Toteskampf seiner Frau. Er hatte gehofft, dass ihr Tod sauberer sein würde, weniger mit Blut und Schmerz verbunden. Noch immer hielt er den Colt auf sie gerichtet, aber er schoss nicht noch einmal. Er wollte nicht wieder von diesem brüllenden Ungetüm angesprungen werden, das ein Schuss mit sich brachte. Nicht noch einmal diesen Blitz sehen, der ihn dann vielleicht blenden würde.

Regungslos wartete er, bis Martina nicht mehr stöhnte und auch das letzte Todeszucken verschwunden war. Er schloss die Tür so leise es ihm möglich war, als hätte er Angst, ein unbedachter Laut würde

seiner Frau neues unheilvolles Leben schenken.

Viele Menschen nutzten den strahlenden Sonnenschein für einen Spaziergang, wie Ben feststellte, der am Rhein entlangschlenderte. Trotz des warmen Abends und des Stroms der Zufriedenheit ausstrahlenden Menschen, die ihm begegneten, gelang es Ben nicht, seine finsternen Gedanken abzuschütteln. Sie drehten sich um die unheimliche Mordserie, die die Welt in ihrem Bann hielt. Die Thesen, die erschaffen wurden, waren zum Teil abstrus. Man erzählte von terroristischen Anschlägen oder von Wahnsinnigen und ihren schrecklichen Taten, einige vom Jüngsten Gericht. Jeder, so schien es beinahe, hatte eine Idee parat, die es in die aufgeschreckte Welt zu posaunen galt; und jede Idee fand Zuhörer.

Die Behörden hatten im Leben der Opfer herumgestöbert und hin und wieder beschämende Wahrheiten ans Licht befördert – einige Männer betrogen ihre ahnungslosen Ehefrauen, andere waren verschuldet, aber es gab nicht den geringsten Anlass zu glauben, sie hätten ihren grässlichen Tod auf irgendeine Weise provoziert. Sie waren scheinbar alle zufällig ums Leben gekommen, und gerade dieser Umstand war so schlimm, bedeutete es doch, dass jeder davon betroffen sein konnte.

Ben betrachtete die Leute, die seinen Weg kreuzten. Sie ahnten nichts von der Gefahr, in der sie möglicher-

weise schwebten. Sie genossen den sonnendurchfluteten Tag, und Ben wünschte sich in diesem Augenblick, an ihrem Gleichmut teilhaben zu können. Aber selbstverständlich wusste er, dass er diese Fähigkeit schon lange verloren hatte. Zuviel Schreckliches war geschehen, die Toten in seiner Erinnerung waren Mahnung genug.

Ein Junge, der vielleicht sechs oder sieben Jahre alt sein mochte, näherte sich ihm, er führte einen kleinen Mischlingshund an der Leine. Er trug eine zerschlissene Hose, die ihm viel zu weit war, und auf seinem Kopf saß eine rote McDonalds-Kappe. Ben schaute in die Augen des Kindes und war für einen Moment seltsam berührt, als er in ihnen die Unschuld erkannte und die unerschöpfliche Gier nach Leben. Er spürte den Drang, sich zu dem Jungen hinabzubeugen und ihn einfach in die Arme zu nehmen, aber er widerstand ihm. Das Kind lächelte ihn scheu an, dann widmete es sich wieder seinem Hund und lief mit ihm davon.

Es waren Momente wie diese, Begegnungen aus dem Nichts, die ihm Mut machten und bewiesen, dass seine Entscheidung, den Kampf aufzunehmen, die richtige gewesen war.

Plötzlich erfasste ihn wie aus dem Nichts Schwindel. Er griff sich an die Stirn und rieb sich über die Augen. So schnell, wie dieses Gefühl der Benommenheit über ihn gekommen war, schwand es auch wieder. Perplex ließ er seinen Arm sinken und blinzelte in die Sonne. Nun war alles wieder in Ordnung, und er fragte sich,

was mit ihm geschehen war.

Eine Sekunde später stellte er fest, dass keineswegs alles wieder in Ordnung war. Da war eine Stimme in seinem Kopf, die ihn rief. Ben lauschte mit höchster Konzentration, doch die Stimme schwieg nun, als sei sie beleidigt, dass er ihr nicht folgte. Er blickte um sich und stellte fest, dass niemand in unmittelbarer Nähe stand.

Rechts von ihm war eine Gruppe dreier Bäume, in deren Schatten jemand stand. Eine Frau, erkannte er, sie trug ein langes weißes Kleid, das für die Umgebung nicht standesgemäß war. Sie schaute in seine Richtung, genau, wie Ben nun in ihre Richtung schaute. Konnte es sein, dass sie seinen Namen gerufen hatte? Doch wie sollte sie das geschafft haben? Er wusste, dass es Dinge gab, die nicht immer leicht zu erklären waren, zumindest nicht mit dem Menschenverstand.

Für einen Moment schloss er die Augen – und öffnete sie sofort wieder mit einem entsetzten Aufschrei. Ihm war gewesen, als hätte er, nachdem er die Lider geschlossen hatte, in ein anderes Augenpaar geblickt, das seine Enttarnung zu spät bemerkt und den Blick zunächst verblüfft, dann unzweifelhaft voller Hohn erwidert hatte. Er meinte, Gelächter zu hören, und ihm rann ein eisiger Schauer den Rücken runter. Hatte er sich den Blick in das fremde Augenpaar einfach nur eingebildet oder war es tatsächlich in seinen Sinn und Verstand eingezogen und forschte nach Geheimnissen?

Die Frau hob nun ihren rechten Arm und Ben fühlte,

wie er einen Schritt in ihre Richtung tat, ohne dass dies seine Absicht gewesen wäre.

Eine Falle!, dachte Ben.

Ben wollte mit dieser Frau – diesem Wesen – keine Bekanntschaft schließen, jedenfalls nicht zu Bedingungen, denen er scheinbar nichts entgegenzusetzen hatte.

Er zwang sich, einen Schritt rückwärts zu gehen, und es gelang ihm tatsächlich, und er schaffte noch einen weiteren Schritt, doch dann zuckte er voller Schmerz zusammen; es schien, als gäbe es ein Band zwischen ihm und der Frau, das nun gespannt war. Wie mit Widerhaken riss etwas an ihm und zerrte ihn vorwärts.

Erneut hörte er diese Stimme, sehr viel näher jetzt, und sie sprach tatsächlich seinen Namen aus. Unzweifelhaft war es diese rätselhafte Frau. Nicht nur ihr Kleid schimmerte hell; genauso auch ihre Haut und ihr Haar. Sie war so atemberaubend hübsch, dass Ben jeden Gedanken an einen Hinterhalt aufgab. Sie konnte nichts Böses im Sinn haben, dachte er; die Augen, in die er starrte, waren eine einzige Verheißung.

»Ben«, sagte sie. Ihre Stimme sprach seinen Namen so zärtlich aus wie niemand zuvor. Ihr weißes Kleid reichte bis zum Boden und war so eng geschnitten war, dass die Form ihres Körpers sich deutlich unter dem weichen, knisternden Stoff abzeichnete. Sie trat einen Schritt näher und Ben hielt die Luft an. Ihre Augen waren so dunkel und unergründlich wie ein erstarrter See. Ihr Mund formte sich zu einem leichten

Lächeln, als sie die Bewunderung bemerkte, mit der Ben sie anstarrte.

»Hab dich lange gesucht«, gestand sie.

»Mich gesucht?«, fragte Ben. Er zuckte mit den Schultern, eine Geste völliger Verwirrung. »Warum?«

Die Frau gab darüber keine Auskunft, ihr Lächeln wurde lediglich etwas breiter. *Wurde es nicht auch spöttischer?*, dachte Ben.

»Wer sind Sie?«

»Ich kenne deinen Namen, und du meinen nicht? Wie enttäuschend!«

»Wüsste nicht, dass wir uns jemals ...«

»Begegnet sind wir uns nie. Aber könnte es nicht sein, dass deine Träume mir galten? Hast du nie diese Sehnsucht empfunden? Schau mich an und sag, ob es nicht möglich wäre. Kennst du meinen Namen nicht doch?«

Ben schaute sie an und wieder versank er in ihrem Gesicht, so schön war es. Ihre Haut schimmerte leicht; sicherlich war sie weich und zart wie ein Lufthauch. Ben wünschte sich, sie zu streicheln und zu schmecken. »Ich weiß nicht«, murmelte er leise.

Die Frau seufzte. »Mein Name ist Bhelchiinah.«

Der Name sagte ihm partout nichts, aber er wollte sie nicht enttäuschen. »Ein sehr schöner Name.«

»Nicht wahr?« lächelte sie. »Man sagte, du wärst ein lohnenswertes Ziel. Ich glaube, das stimmt.«

»Wer sagte das?«

»Freunde.«

Meine oder deine?, dachte er. In seinem Kopf raunte

eine leise Stimme, dass die Situation beständig unwirklicher wurde. Sie sagte, dass er sich benahm wie ein hündisch ergebener Tölpel; beschwor ihn, dass ihre Schönheit Blendwerk war, die Teufliches verbarg. Sie sagte all das, doch Ben glaubte nichts davon.

Die Frau beobachtete ihn prüfend mit hochgezogenen Augenbrauen, als wüsste sie genau, was sich hinter seiner Stirn abspielte, und entspannte sich schließlich wieder. »Komm her.« Ihre Stimme war nun sacht und vibrierte vor Zärtlichkeit. Sie öffnete ihre Arme, um ihn zu empfangen.

Zögernd machte Ben Fuller einen Schritt auf Bhelchiinah zu, blieb dann wieder stehen.

»Was du siehst«, lockte sie, »gehört dir. Musst es nur nehmen und nie wieder loslassen.«

Es war ihm nicht möglich, sich zu verweigern. Ben musste wie aus einem inneren Zwang heraus auf sie zugehen. Je näher er kam, desto überwältigender wurde Bhelchiinachs Schönheit. In ihren dunklen Augen sah er kleine goldene Farbtupfer, die in ständiger Bewegung schienen; wie Engel, die mit ihren Flügeln schlugen, dachte er und lächelte über diesen Vergleich. Es mochten goldene Engel sein, tief in ihren verlockenden Augen, die ihm zuwinkten. Das Ganze hatte eine unzweifelhaft hypnotische Wirkung. Wieder vernahm Ben aus der Ferne die warnende Stimme, aber er schüttelte sie mit einer unwilligen Bewegung aus seinen Sinnen.

Bhelchiinah legte ihm die Hände auf die Schultern und massierte mit ihren schlanken warmen Fingern

seinen Nacken. Langsam beugte sie ihren Kopf vor und presste ihre Lippen auf die seinen. Sie waren warm und weich, genau wie ihre Zunge, welche sacht und forschend in seinen Mund hineinfuhr. Ben konnte dieser Aufforderung nicht widerstehen. Er fühlte unbändige Lust in seinem Körper zucken.

Bhelchiinahs Spiel wurde härter und fordernder. Sie stöhnte kurz auf, der Griff, mit dem sie Ben umklammert hielt, zeugte plötzlich von Unnachgiebigkeit.

Durch den rasenden Taumel seiner Erregtheit spürte Ben, dass der Kuss, so süß und verspielt er auch war, nicht aufrichtig sein konnte. Waren das Hände in seinem Nacken, die ihn an Ort und Stelle bannten, oder Klauen? War das eine Zunge, die da zuckend in ihm forschte und seinen Schlund reizte, oder ein giftiger Tentakel? Lust in ihren Augen oder blutrünstige Bestialität?

Bhelchiinah stöhnte nochmals auf – ein stechender Schmerz durchfuhr Ben für den Bruchteil einer Sekunde, und ihm wurde schwarz vor Augen, dann löste sie sich von ihm und bedachte Ben mit einem Blick, der Befriedigung und Dankbarkeit ausdrückte.

»Du bist stark«, flüsterte sie, »so unglaublich stark. Und ich auch. Durch dich bin ich noch stärker geworden. Was du mir gegeben hast ...« Sie lächelte unergründlich. »Dafür danke ich dir.«

»Ich fühl mich nicht stark«, stammelte Ben. Schwarze und rote Kreise schimmerten vor seinen Augen, dann zersprangen sie und entstanden erneut. Was immer hier geschehen sein mochte, es war nicht ohne

Verlust beendet worden.

»Das geht vorbei«, tröstete die Frau. »Hab Geduld. Wenn wir uns wiedersehen, hast du die letzte Schwäche überwunden.«

Die letzte Schwäche? »Wenn wir uns wiedersehen? Heißt das, du gehst nun?«

»Ich muss. Was ich brauchte, hast du mir gegeben. Jede Sekunde des Zögerns wäre Verschwendung von Kraft, süßer Kraft. Ich verspreche dir, bald sehen wir uns wieder.« Damit wandte Bhelchiinah sich um und ging um die Bäume herum, wo sich ein schmaler Pfad dahinschlängelte.

»Warte!«, krächzte er.

»Folge mir nicht!«, warnte Bhelchiinah ihn. »Sei nicht so dumm!«

Sie folgte dem Pfad und schien dabei kaum den Boden zu berühren. Ihr weißes Kleid wehte in der leichten Brise und wurde bald zu einem hellen Farblecks reduziert.

Ben starrte ihr hinterher, bis sie verschwand, schweißüberströmt und mit zitternden Beinen. Immer noch glaubte er, ihren Körper zu spüren.

5

Georg Strasser taumelte über den breiten Kurfürstendamm, der zu dieser frühen Abendstunde bereits gut besucht war. Er hatte nicht den Mut gefunden, in einer spiegelnden Fassade sein Gesicht zu betrachten, aber er war sicher, dass der Zerfall unaufhaltsam wei-

ter fortschritt und das Leben viel zu schnell aus seinem Leib wich. Immer noch spürte Strasser den Geschmack von Blut in seinem Mund, es schien von seinen Gedärmen hochgepumpt zu werden. Eigenartigerweise verspürte er keinen Schmerz, aber dies mochte am Whiskey liegen. Die Flasche, die aus der Tasche seiner schäbigen Jacke hervorlugte, war beinahe bis zur Hälfte leer, wemgleich er einen erheblichen Teil des Inhalts bei seinen Versuchen zu trinken verschüttet oder sofort wieder ausgespien hatte. Er wollte nicht gesehen werden, daher umging er mit unsicheren Schritten die Lichtinseln der Laternen, so gut es möglich war.

Er dachte nicht an seine Frau und an das Blutbad, das er angerichtet hatte. Jemand würde sie finden und mit aufrechtem Entsetzen zu Grabe tragen. Andere würden kommen und versuchen, Erklärungen für diese abscheuliche Tat zu finden, aber sicher würden sie alle an dieser Herausforderung scheitern. Der Mord, würde man vielleicht sagen und damit der Wahrheit nahe kommen, war die Tat eines geheimnisvollen Mannes. Georg war sicher, dass sein Streben so kurz vor dem Tod einzigartig war. Er suchte jene Frau, diese Göttin in dem weißen, aufreizend engen Kleid. Sie musste sich ihm zeigen.

»Wo bist du?«, murmelte er. Blut lief in einer dünnen Bahn an seinem Kinn entlang. Er wischte es mit dem besudelten Ärmel seiner Jacke fort. Er entsann sich ihres Versprechens, dass sie sich wiedersehen würden. Er hoffte, dass sie es aufrichtig gemeint hatte.

Zwei Männer kamen ihm entgegen. Sie grinsten, als sie Georg auf sich zutorkeln sahen.

»Na, Opa«, sagte einer, »is schon spät, meinst du nicht? Solltest du nicht längst im warmen Bett liegen? Neben deiner hässlichen Alten? Vielleicht macht sie es dir ja, wenn du brav bist und zu ihr zurückkehrst.«

Der andere kicherte irre vor sich hin und stierte Strasser aus glasigen Augen an.

»Verschwindet«, nuschelte Strasser.

»Ah?«, machte der Wortführer und packte Strasser an den eingefallenen Schultern. »Wir sollen verschwinden? Du wirst es tun, wir brauchen hier kein Dreck, kein Rattenpack.« Urplötzlich drehte er Strasser herum und stieß ihn in die Richtung, aus der er gekommen war. Zwei, drei Schritte schaffte Strasser, dann stolperte er über seine eigenen Füße und fiel schwer zu Boden. Seine Nase prallte auf den Asphalt und er hörte das Klirren der zerbrochenen Flasche in seiner Jacke. Mühsam richtete er sich auf und betrachtete einen Moment lang das verwirrende Muster der Blut- und Alkoholspritzer auf den Betonplatten.

Kein Schmerz, dämmerte ihm, er spürte überhaupt nichts. Ungeschickt nestelte er an der Jackentasche auf der anderen Seite und spürte das warme Metall seines Revolvers. Mit blutverschmiertem Gesicht drehte er sich zu den beiden Betrunkenen herum, denen das Grinsen im Gesicht gefror, als sie das Blut und die Waffe sahen.

»He!«, machte der, der ihn zu Boden gestoßen hatte. Man sah ihm an, dass er nach Worten suchte, die den

unheimlichen Alten besänftigen sollten.

»Scheißkerle«, murmelte Strasser undeutlich. Er zielte und schoss. Überrascht weiteten sich seine Augen, als er das Loch in der Stirn seines Peinigers sah. Langsam und schon tot sackte er in sich zusammen. Strasser stieß ein irr klingendes Lachen aus, eine Fontäne aus Speichel und dunklem Blut spritzte aus seinem Mund. *Innere Blutungen*, dachte er, *ich verblute*.

»Scheißkerle!«, brüllte er.

Der Freund des Toten stieß eine Reihe abgehackter Laute aus, voller Panik starrte er in Strassers besudeltes Grinsen. Dann lief er mit einem kreischenden Aufschrei davon, seinem toten Freund widmete er keinen Blick. Immer wieder schaute er zurück zu dieser Bestie, die hinter ihm lauerte, das schwarze Loch der Mündung auf ihn gerichtet.

Aber Strasser schoss nicht auf den Flüchtenden. Mit der Waffe in der Hand ging er langsam weiter. Stimmen waren in seinem Kopf, die laut und unentwegt brüllten, hinzu kam der dröhnende Nachhall des Schusses, der sich wie mit Widerhaken in seinen Gehörgängen festgesetzt hatte.

Der Schuss und die Schreie des Jungen waren nicht ungehört verklungen. Einige der Zeugen verlangten nach der Polizei, andere rannten in Panik davon, manche jedoch blieben stehen und glotzten Strasser verstört entgegen. Viele mochten an eine Inszenierung denken, an einen verspielten Appell vielleicht, der an irgendeinen Missstand in irgendeinem bekackten Land dieser Erde erinnern sollte. So etwas kam in ei-

ner Stadt wie Berlin ständig vor; hier lebten viele Protestler, die mit ihren zahllosen Fingern in irgendwelchen Wunden bohrten.

Ein Linienbus kam vorüber, im Stau verkeilt und entsprechend langsam, blasse Gesichter schauten durch die Scheiben auf die Tragödie. Strasser hob erneut den Arm mit der Waffe und schoss, ohne genau zu zielen. Eine der Scheiben zerplatzte zu einem Sternenmuster, die Gestalt dahinter zuckte zusammen. Noch zweimal schoss er auf den Bus, aber diesmal richtete er keinen Schaden an. Die Kugeln blieben in der Karosserie stecken. Strasser drehte sich im Kreis, aber nun war niemand mehr in seiner Nähe. Einige Leute beobachteten ihn aus sicherer Entfernung. Von irgendwo hörte er das sich nähernde Geheul von Polizeisirenen.

Sein Gesicht war heiß vor Erregung und vom Blut, das ihm aus Mund und Nase floss und nun zu einer dunklen Kruste erstarrte. Stille war um ihn herum, abgesehen vom Laut der Polizeisirenen und dem Dröhnen des in Sicherheit fahrenden Busses; auch in seinem Kopf erstarben die Laute zu einem Wispern. Die Stille hatte etwas Reinigendes: Für einen Moment, zum ersten Mal seit drei oder vier Tagen, war sein Verstand wieder klar, und plötzlich war alles ganz einfach, lächerlich einfach. Er sah den Weg wieder, den er gehen musste, und an seinem Ende das verlockende Ziel.

Er lachte leise auf, als er plötzlich, gebettet in einem warmen Nest aus Ruhe und Gelassenheit, selbst ihren

verloren geglaubten Namen wieder wusste. »Bhelchii-nah«, murmelte er. Plötzlich war Traurigkeit in seinem verlorenen Blick, dann rannen Tränen aus seinen Augen und vermischten sich mit der Blutschicht. Langsam hob er seinen Arm und spürte das Metall des Colts an seiner Stirn. Für einen Moment blieb er so stehen, in der Pose eines salutierenden Soldaten, er spürte die Atemlosigkeit der versteckten Zeugen um ihn herum. Das Drama hielt sie alle fest.

»Bhelchiinah!«, brüllte er. »Ich komme!« Dann drückte er ab, er vernahm noch den Donnerhall des Schusses, dann schwamm er in einem Meer aus Blut in die Arme seiner Göttin.

Das Erlebnis war tief in seinem Gehirn verankert. Jeder Gedanke, der Ben Fuller durch den Kopf ging, schien zurück zu dieser seltsamen Begegnung mit der Frau zu führen, deren geheimnisvoller Name wie ein Geist in seinem Kopf spukte.

Bhelchiinah!

Er hätte den Namen buchstabieren können, die verwirrende Anordnung der Buchstaben war fest in seinem Hirn verankert, als handele es sich um einen Allerweltsnamen.

Nach dieser Begegnung war er in aller Ruhe zurück in seine Wohnung geschlendert und machte ganz den Eindruck eines Mannes, der alle Zeit der Welt hatte und über diesen Umstand sehr erfreut war, während

jedoch in seinem Innern ein Widerstreit der Gefühle tobte.

Nun, da er wieder auf dem Weg nach Köln war, überlegte er fieberhaft, ob er seinem Kollegen Stefan Crenz von diesem Erlebnis erzählen sollte. Schließlich traf er die Entscheidung, dass er ihm zunächst nichts sagen wollte. Dies war eine Angelegenheit, die ganz allein ihn betraf, ihn und Stefanie. Solange die Trauer um sie nicht aufhörte, wie ein wildes Tier in ihm zu wüten, wollte er nicht, dass er in Verbindung mit einer anderen Frau gebracht wurde.

Erst musste er herausfinden, warum er diese Machtlosigkeit verspürt hatte, als er Bhelchiinah gegenüberstand, er war sich vorgekommen war wie ein angstschlotternder Schüler vor seinem allzu strengen Lehrer. Ben tauchte wie aus einem tiefen Traum auf und schüttelte voller Verwunderung den Kopf. War ihm das wirklich widerfahren? Er lauschte in sich hinein, als wolle er nach Spuren forschen, die seine Zweifel bestätigten oder fortwischten, aber da war nichts. Was hatte die Frau von diesem Treffen erwartet, und – dies schien noch wichtiger – hatte sie es letztlich bekommen? Sie würden sich wiedersehen, waren ihre Worte gewesen. Sollte dieses Versprechen ihn mit Zuversicht erfüllen?

Bens gute Absicht, sich so zu verhalten, wie er es wie gewöhnlich jeden Tag machte, hielt der Aufmerksamkeit seiner Gastgeber nicht lange stand; zumindest Judith Crenz schien ihm anzusehen, dass ihn etwas unentwegt beschäftigte, wemngleich Ben versucht

war, eine heile Welt vorzugaukeln. Vielleicht erkannte sie an seiner Schweigsamkeit, dass etwas nicht in Ordnung war oder sie entdeckte einen verräterischen Ausdruck in seinen Augen, aber auf Judiths Frage, ob ihn etwas bedrücke, winkte Ben lediglich ab. Er versicherte ihr, dass sie sich keine Sorgen machen müsse, und schob seine angeschlagene Verfassung auf seinen Mangel an Schlaf. »Grüble zu viel«, erklärte er und schob ein Grinsen hinterher, um zu zeigen, dass ansonsten wirklich alles in Ordnung war.

Sie aßen gemeinsam zu Abend und Ben war froh, sich für eine Weile darauf zu konzentrieren, seine Spaghetti auf die Gabel zu drehen. Er spürte, dass er mit Absicht langsam und mit Bedacht aß, um Blicke und Gespräche zu vermeiden.

Nach dem Essen schlug Stefan Crenz mit einem Blick auf die Uhr vor: »Wir sollten uns die Nachrichten anschauen. Vielleicht gibt es Neuigkeiten.«

»Wenn du glaubst, dort würden wir etwas erfahren, das Paraforce noch nicht herausgefunden hat, dann bist du auf dem Holzweg«, sagte Judith, griff jedoch nach der Fernbedienung, um den Fernsehapparat anzuschalten.

Es dauerte nur wenige Augenblicke, bis die Erkennungsmelodie der Tagesschau ertönte. Das ernste Gesicht der Sprecherin erschien. Sie trug eine schwarze Bluse, als trauerte sie um all die Toten, von denen sie nun zu berichten hatte. Es war zu einem neuen unheimlichen Todesfall gekommen, diesmal in Berlin. Der Bericht listete in kurzer Form Georg Strassers

Schicksal auf und das seiner Opfer. Die Sprecherin sagte, dass ein junger Mann getötet worden sei, während eine Frau, die in einem Linienbus gesessen hatte, mit einer leichten Verletzung davongekommen sei. Danach hatte Strasser Selbstmord begangen. Auch über seine ermordete Frau Martina wurde berichtet.

»Schrecklich«, murmelte Judith leise. »Sie sterben und reißen noch andere Menschen in den Tod.«

Auch auf eine erste konkrete Spur wurde hingewiesen. Bei einigen der toten Greise war es durch Zeugenaussagen bewiesen, dass sie offenbar einige Tage vor ihrem Tod Kontakt mit einer ungewöhnlich hübschen Frau hatten. Sie hatte blondes, bis zur Hüfte reichendes Haar und trug dem Anschein nach in allen Fällen ein weißes bodenlanges Kleid.

Ein Kommentator ließ sich über die Frage aus, wie es möglich war, dass diese Frau auf verschiedenen Kontinenten Kontakt zu Männern aufnahm und ihnen, so schien es, einen schrecklichen Tod brachte.

»Das könnte eine Spur sein«, murmelte Stefan und zog den Laptop heran, der auf dem Tisch stand. »Vielleicht finden wir etwas über die schöne Unbekannte.«

»Ich fürchte«, sagte da Ben Fuller mit totenblassem Gesicht und deutete auf den Rechner, »das ist nicht nötig.«

Als Ben seine Stimme hörte, mit der er ruhig sein Erlebnis schilderte, bemerkte er, wie absurd es klang,

aber mit jedem Wort dämmerte ihm, dass er dem Tod geweiht war, so wie all die anderen Menschen vor ihm auch. Er konnte es nicht glauben. *Wie viele Tage noch, dachte er, bis ich sterbe?* Immer wieder tauchte diese Frage auf, während er mit scheinbar gelassener Stimme redete.

Der dämonische Keim war bereits in ihm, fast war es Ben so, als könnte er fühlen, wie er sich regte und aufplatzte, um den Tod in seinen Leib zu speien.

Wie viele Tage noch?

Judith hörte mit versteinertem Gesicht zu, Stefan ging mit unruhigen Schritten durch das Zimmer, manchmal blieb er vor dem Fenster stehen und schaute nach draußen, wie wenn er von dort Hilfe erwartete, dann drehte er sich um und setzte seinen Weg fort.

Dachten sie auch daran?, überlegte Ben, und ein eisiger Schauer rann ihm den Rücken hinab.

Er konnte ihnen mühelos Bhelchiinahs ungewöhnlichen Namen, der nun nicht mehr so süß klang, buchstabieren, als wäre ein Teil der Frau in ihm verblieben, aber das war keine Vorstellung, die Ben glücklicher machte. Er wünschte sich, ihr nochmals gegenüberzustehen. Eine solche Chance würde er zu nutzen wissen, kein Erstarren in Demut mehr, schwor er sich insgeheim. Was käme zum Vorschein, wäre die verführerische Fassade ihres lächelnden Gesichts erst niedergerissen? Welches Monster verbarg sich in ihr?

»Ich werde mich umschauchen«, sagte Judith schließlich, »vielleicht finde ich im Internet mehr über diese Bhelchiinah.« Ben fühlte sich nicht sonderlich wohl

bei dem Gedanken, Judith diese Recherche zu überlassen, aber andererseits hatte sie bei anderen Gelegenheiten bereits ihr Talent bewiesen, wenn es darum ging, Geheimnisse auszuloten oder versteckte Botschaften offenkundig zu machen; wahrscheinlich besaß sie in dieser Hinsicht ein Übermaß an Geschick und außerdem war sie mit unendlicher Geduld gesegnet.

Er nahm sich vor, Judith nicht zu sehr die Rolle der passiven Ermittlerin zu überlassen und ihren Eifer ein wenig zu bremsen, doch dann schoss ihm wieder der Gedanke durch den Schädel: *Wann? Wann soll ich das noch tun?* Eine Welle eiskalter Angst durchzuckte ihn und ihm wurde klar, dass Todesfurcht auch immer mit den Dingen zusammenhing, die man nicht mehr tun konnte.

Doch vielleicht fand Judith tatsächlich etwas heraus, vielleicht gab es ja noch eine Möglichkeit. Er musste sie gewähren lassen; aus purem Eigennutz. Da spielte es auch überhaupt keine Rolle, dachte er, dass Judiths Ermittlungen eine grobe Einmischung in die Geheimhaltungspflicht für Agenten von Paraforce bedeutete. Aber andererseits gab es ja noch nicht einmal einen offiziellen Auftrag, sagte er sich, und mit dieser Erklärung, die nichts weiter als eine Ausrede war, gab er sich zufrieden.

Judith legte Ben tröstend eine Hand auf die Schulter, als könne sie seine Gedanken lesen, und lächelte ihm aufmunternd zu. Ben war dankbar für diese Geste.

»Wir werden sie finden«, sagte sie, »diese Bestie

kommt nicht ungeschoren davon, davon bin ich überzeugt.«

Resignation lag in Bens Blick, als er sagte: »Unter-schätz sie nicht, Judith. Ich hab nichts gegen sie ausrichten können. Was sie wollte, hab ich getan. Sie hatte mich völlig im Griff.«

»Wir werden sie finden«, wiederholte sie mit Nachdruck und wirkte für eine Sekunde so zuversichtlich, als glaubte sie tatsächlich daran.

Es zeigte sich jedoch, dass Bens Zweifel berechtigt waren. So groß die Intensität ihrer Nachforschungen auch war, so fanden sie doch keine richtige Spur, die zu Bhelchiinah führte. Vieles, was sie herausfanden, waren Mutmaßungen, und diese erwiesen sich meist als völlig falsch.

Und am Morgen nach einer weitgehend schlaflosen Nacht hatte der unheimliche Prozess bereits damit begonnen, Bens Leib aufzuzehren. Sie hatten es befürchtet, aber die Spuren des Zerfalls tatsächlich zu sehen, war ein schockierender Augenblick. Bens Gesicht sah grau und eingefallen aus, Falten hatten sich in die ehemals glatte Haut eingegraben. Er schien in den wenigen Stunden sehr viel an Gewicht verloren zu haben, denn seine Kleidung schlotterte an seinem dünnen, wie von einer langen Krankheit ausgemergelten Körper, der faltige Hals war viel zu dünn und fleischlos für den am Vortag noch passenden Hemdkragen.

Als er in die Küche trat, wo bereits Stefan mit seiner Familie saß, stand in seinen trüben Augen die nackte Angst. Sein Mund war, statt zu lächeln und zu verzaubern, zu einem dünnen Strich zusammengepresst.

Die zwölfjährige Mel schrie erschrocken auf, als sie Ben sah, der zu einer Jammergestalt reduziert worden war. Sie ergriff die Hand ihrer Mutter. *War das denn überhaupt noch Ben?*, dachte Judith. Ihr zögernder Blick ertastete die Ruine seines Gesichts. Was immer die Dämonin gemacht hatte – es kam einer Zerstörung gleich. Judith fühlte unendlichen Schmerz und Mitleid, und sie überlegte, was Ben in dieser Sekunde empfinden musste. Heiße Tränen brannten in ihren Augen, aber sie ließ nicht zu, dass sie flossen; dafür war es noch zu früh.

Für einen Moment kehrte in der Küche, in der sie hin und wieder zusammengesessen und Pläne geschmiedet und angeregte Unterhaltungen geführt hatten, Ruhe ein, die plötzlich von Bens leise krächzender Stimme durchbrochen wurde: »Ich sehe scheußlich aus, ich weiß. Und so fühle ich mich auch.«

»Hast du Schmerzen?«, fragte Stefan. Seine Augen flackerten voller Unruhe. Es schien, als würde er am allerwenigsten verstehen, was geschehen war. Er machte den Eindruck eines Mannes, der es gewohnt war, alles stets im Griff zu haben, und nun mit Verwunderung feststellen musste, dass manches sich seiner Kontrolle entzog. Er wirkte beinah wie ein kleiner Junge, der sein Lieblingsspielzeug verloren hatte.

Ben setzte sich zu ihnen an den Tisch. Judith reichte

ihm eine Tasse Kaffee, die er dankbar entgegennahm. »Nein, da sind keine Schmerzen. Ich fühle mich ...« Er stockte und zuckte dann ratlos mit den Schultern. »Ich fühle mich alt. Ein unbeschreiblich scheußliches Gefühl. Es ist, als würde ein Kind nach vielen Jahren einen verloren geglaubten Fußball wiederfinden, in dem keine Luft mehr ist. So fühle ich mich, wie ein solcher Ball: leer und staubig. Jegliche Kraft ist verschwunden. Ich lag heute Nacht wach in meinem Bett und spürte, wie es anfang, von einer Minute auf die andere, wie das Leben aus mir wich, als hätte ich irgendwo ein Leck. Es geht so rasend schnell und man kann es nicht aufhalten.« Ben schaute seine Freunde der Reihe nach an, zuerst Judith, zum Schluss Stefan, und die Traurigkeit in seinem Blick machte sie alle fassungslos.

»Es ist meine Seele, wisst ihr? Sie hat mir meine Seele genommen, alles an Feuer und die ganze verdammte Energie, die der Körper braucht, sich zu rühren. Ich bin nichts mehr außer ein Bündel Fleisch und Verstand, aber ich bin kein Mensch mehr. Von Stunde zu Stunde höre ich mehr auf, ein menschliches Wesen zu sein. Es ist so, als würde ein Teil dieser Teufelin in mir hocken und mir unentwegt eintrichtern, dass mein Ende unausweichlich ist. Wenn man eine solche Stimme die halbe Nacht lang immer und immer wieder hört, dann glaubt man ihr irgendwann. Irgendwann glaubt man ihr alles. Ich bin«, wiederholte er, die Stimme zu einem Flüstern gesenkt, »kein Mensch mehr.«

»Du musst dagegen ankämpfen!«, rief Judith. »Es muss doch möglich sein, dass man es aufhalten kann. Es muss einfach möglich sein.«

»Das dachte ich auch«, meinte Ben so ruhig wie möglich. »Aber dann begriff ich, dass es nicht möglich ist. Ich kämpfe hier nicht gegen einen Dämon. Diesmal ist das Monster nicht angreifbar, weil es schon in mir ist. Es hat mich bereits bezwungen. Will ich es bekämpfen, bekämpfe ich mich selbst. Und will ich es töten ...« Er ließ den Rest des Satzes unausgesprochen, aber jeder wusste, was er meinte.

»Bhelchiinah«, murmelte Stefan. »Wenn wir nur wüssten, wer das ist. Was geschieht wohl, wenn wir die Möglichkeit hätten, sie auszuschalten, bevor Ben ...«

»Stirbt?«, half Ben nach, als Stefan zögerte.

»Ja«, sagte Stefan mit sichtlichem Unwohlsein und nickte ernst, »bevor du stirbst. Was geschieht dann? Löst dich dann der bisherige Zerfall deines Körpers in Wohlgefallen auf und wirst du wieder der sein, der du gestern noch warst? Was meint ihr?«

»Es wäre durchaus möglich, dass ihr Tod Bens Rettung sein könnte«, sagte Judith.

Stefan nickte. »Der Meinung bin ich auch. Die Lebensenergie, die sie dir geraubt hat, muss nach ihrem Tod ja irgendwohin. Warum nicht dorthin, wo sie hingehört.«

»Aber was hilft es?«, wandte Ben ein. Der Eifer seines Kollegen verwirrte ihn, verängstigte ihn fast. Es schien ihm fast, als glaubten sie tatsächlich an eine

Möglichkeit zur Rettung. »Es könnte stimmen, was ihr sagt, aber sie wird nicht freiwillig in die Falle gehen. Wir haben keine Möglichkeit, sie zu locken. Wir wissen nicht einmal, wo sie sich aufhält.«

»Mit anderen Worten, du gibst dich auf?«, erkundigte Stefan sich. In seiner Stimme war ein ätzender Unterton. Es musste ihm gelingen, Ben aufzurütteln, er durfte sich nicht aufgeben. Aufgabe wäre Bens Tod. Er musste das Leben umklammern, solange es ging. Ohne eine Antwort abzuwarten, stand er auf. »Willst du dich wirklich deinem Schicksal ergeben und ohne Gegenwehr sterben? In Ordnung, mein Freund, von mir aus. Dann tu's, verdammt noch mal – aber bitte nicht hier. Vielleicht wäre ein Krankenhaus der geeignetere Ort. Dort sind Leute, die sich mit dem Sterben anderer arrangiert haben.«

»Stefan«, sagte Judith tadelnd, die genau wusste, was ihr Mann bezweckte, »sag so etwas nicht. Lass uns lieber überlegen, was wir jetzt noch tun können.« Sie legte ihrer Tochter, die ängstlich dreinschaute, einen Arm um die Schultern und zog sie zu sich heran. *Sie sollte nicht hier sein, dachte sie, hier dreht sich alles um Tod und Sterben, und sie sollte das nicht hören.* Aber sie dachte keine Sekunde daran, Mel auf ihr Zimmer zu schicken, da sie genau wusste, dass ihre Tochter ohnehin nicht gehorcht hätte. Sie war ein Dickkopf, der es nicht gerne hatte, wie ein Kind behandelt zu werden. Das war oft genug eine Eigenschaft, die Judith in den Wahnsinn zu treiben drohte.

»Ben, bitte«, sagte Mel nun. Ihre Stimme klang bei-

nah flehend, »unternimm etwas. Bitte gib jetzt nicht auf, wir wollen dich nicht verlieren.« Nun flossen Tränen, sie fielen auf den leeren Frühstücksteller, der vor ihr auf dem Tisch stand. »Ich will dich nicht verlieren.«

»Mein Gott«, flüsterte Judith und schloss die Augen.

Mel streckte ihren rechten Arm aus und Ben konnte gar nicht anders, als ihre Hand zu ergreifen. Er spürte, wie er ebenfalls zusehends die Fassung verlor, doch er wollte nicht, dass das geschah. Nicht hier und nicht jetzt. Daher sagte er so emotionslos, wie es ihm möglich war: »Okay, ihr habt mich überzeugt. Aber was sollen wir denn machen?«

»Wir haben keinerlei Informationen gefunden, aber das heißt nicht, dass alles aussichtslos ist.« Stefan blickte sie der Reihe nach an wie auf der Suche nach Zustimmung. Offenbar gefiel ihm das Ergebnis nicht, denn er senkte bald entmutigt den Blick.

»Was hast du vor?«, fragte Mel mit einem leichten Hoffnungsschimmer.

Stefan schenkte seiner Tochter ein leises Lächeln. »Ich habe vorhin mit den USA telefoniert. Blackstone sagte, dass Ben und ich uns umgehend auf den Weg nach Washington machen sollen.«

6

Die Stimmung im Büro von Jacques Baptiste war ernst, in gewisser Weise ein wenig feierlich. Das mochte an James Elwood Blackstone III liegen, der

ebenfalls anwesend war. Sein ansonsten stets griesgrämiger, manchmal stoischer Gesichtsausdruck wurde diesmal ein wenig aufgeweicht von einem Anflug von Betroffenheit. Zumindest kam es Ben Fuller, der den beiden Männern gegenüber saß, so vor, doch möglicherweise irrte er sich auch. Vielleicht war es auch Abscheu oder Widerwillen im Gesicht des Adligen, der für Ben so etwas wie ein rotes Tuch war. Er mochte den Mann einfach nicht, seine Art und sein Gehabe genauso wenig wie seine offen zur Schau getragene Hochnäsigkeit, mit der er ständig kundzutun schien, dass er gleichberechtigt niemand neben sich duldete. In den vergangenen Wochen hatte er Gelegenheit gehabt, mit anderen Agenten über Blackstone zu sprechen, und die meisten waren Bens Meinung, aber auf wundersame Weise fand er auch einige Fürsprecher, die James Elwood Blackstone nicht nur akzeptierten, sondern gar bewunderten. Dies hielt Ben für einen gravierenden Mangel an Menschenkenntnis.

»Gut, dass Sie so schnell gekommen sind.« Baptiste schaute Ben an. »Nun wissen wir also, was den Opfern widerfahren ist. Leider hilft uns das nur sehr begrenzt weiter. Denn wir haben keine Ahnung, wie der Alterungsprozess aufzuhalten, geschweige denn rückgängig zu machen ist.«

»Immerhin, da haben wir eine Theorie«, entgegnete Ben und blickte verstohlen zu dem leeren Stuhl zu seiner Rechten. Bis vor wenigen Minuten hatte dort noch Stefan Crenz gesessen, doch der hatte nach einem kurzen Telefongespräch ohne jede Erklärung das Büro

verlassen. Ben fühlte, dass um ihn herum etwas geschah, das er absolut nicht überblicken konnte. Aber er war dazu auch kaum noch in der Lage, wie er sich selber eingestehen musste. Er fühlte sich vollkommen ausgelaugt und innerlich zerfressen von Müdigkeit und Schwäche. Alles war ihm zu viel: reden genauso wie denken.

Platz war nur noch für Trauer in ihm. Er wunderte sich, wie er den Flug in die USA und die anschließende Fahrt ins Büro ohne Zusammenbruch bewältigen konnte; wahrscheinlich hatte er das Stefan zu verdanken, der ihn unentwegt aufzumuntern versucht hatte.

Erschwerend kam die im Büro vorherrschende Hitze hinzu, die sein Gehirn zu zerkochen drohte. Merkten die Männer denn nicht, wie warm es hier war? Hieß es nicht immer, dass Amerikaner ihre Räumlichkeiten auf arktische Temperaturen herunterdrosselten? Eine Sekunde später fand Ben des Rätsels Lösung: Bei den beiden Männern, die ihn aufmerksam musterten, handelte es sich nicht um Amerikaner.

Das Licht, die aufgestaute Hitze und die Farben, die in seinen Augen schmerzten – all das schien ihn erdrücken zu wollen. Er spürte, dass er es hier nicht mehr lange aushielt.

Ganz ruhig, sagte er sich, *ganz ruhig*, Ben.

Er raffte sich auf und blickte zu den beiden Männern hinüber, die auf der anderen Seite des großen Schreibtisches saßen. *Auf der sicheren Seite*. Immer noch blickten sie ihn an, als sei er ein faszinierendes Wesen aus einer Fabelwelt.

Ben räusperte sich. »Wir glauben, wenn es uns gelänge, dieses Wesen, auf das ich gestoßen bin, zu stellen und zu töten, dann könnte der Prozess, der mich altern lässt, zumindest stoppen. Möglicherweise würde er sich auch wieder umkehren, sodass ich nach einiger Zeit wieder ganz der ... Alte sein würde.« Die Zweideutigkeit hing für einige Sekunden wie ein ungebetener Geist im Raum. Fast hätte Ben über diese kleine Gedankenlosigkeit lachen mögen, doch das wäre vermutlich zu sehr auf seine Kosten gegangen, fand er.

»Gute Theorie, Fuller«, murmelte Blackstone und verzog sein Gesicht zu einer Grimasse, die vermutlich ein Lächeln darstellen sollte, doch es missriet ihm völlig. »In Ermangelung besserer Möglichkeiten auch durchaus denkbar, dass es sich so verhält, aber einige Punkte verhindern leider, dass wir zum praktischen Teil übergehen können.« Er wedelte mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand durch die Luft. »Wir wissen nicht, wo die hübsche Dame, die Sie bezirzt hat, sich gegenwärtig aufhält. Wie sollten wir also in der Lage sein, diesbezüglich die Initiative zu ergreifen, um sie aufzuspüren? Selbst wenn es uns gelänge, deutet doch einiges daraufhin, dass wir es hier mit einem Wesen besonderer ... Machart zu tun haben. Nicht ganz menschlicher Natur, wenn Sie verstehen, was ich meine. Wir gehen davon aus, dass Sie die Bekanntschaft mit einem Dämon gemacht haben. Immerhin, diese Ehre steht nicht jedem zu.«

»Bitte!«, fuhr Baptiste unwirsch dazwischen. »Spa-

ren Sie sich doch solche Dinge.«

»Lediglich ein Scherz«, näselte Blackstone, ohne jedoch auch nur den Ansatz von Bedauern zu zeigen.

»Sie haben viele Talente, doch als Spaßvogel versagen Sie regelmäßig, das wissen wir doch.«

Blackstone nickte und blickte Ben aus kalten Augen an, als wäre er es gewesen, der den Adligen zurechtgewiesen hätte. »Wie auch immer. Uns fehlen die Ansätze, die Ihre Theorie untermauern könnten. Aber dennoch sind wir mittlerweile einen kleinen Schritt weiter. Die bisherigen Opfer wurden ganz augenscheinlich nicht zufällig ausgewählt. Es gibt Verbindungen.«

»Kannten sie sich?«, fragte Ben. Das konnte er nicht glauben, denn zumindest ihm sagten die Namen der vorherigen Opfer nichts.

Baptiste übernahm das Wort, während James Elwood Blackstone sich in seinem Stuhl zurücklehnte. »Nein, sie kannten sich nicht. Die Verbindung, die sie hatten, war ganz anderer Art. Sie alle waren schon einmal tot.« Baptiste schwieg, um seinen Worten die nötige Wirkung entfalten zu lassen, dann schob er nach: »Soweit feststellbar wurden die Toten zu irgendeinem Zeitpunkt ihres Lebens einmal reanimiert, nachdem ein Herzstillstand eintrat. Ihre Lebensretter waren meist Ärzte oder Sanitäter, in einigen Fällen aber auch Menschen, die rein zufällig Zeuge eines Unfalls wurden und die notwendigen Lebensrettungsmaßnahmen einleiteten.«

Unwirsch schüttelte Ben den Kopf. »Aber das kann

in meinem Fall nicht der Grund sein. Ich wurde niemals reanimiert.«

»Zumindest wissen Sie nichts davon«, erwiderte Blackstone. »Vielleicht erlitten Sie als Neugeborenes einen Herz-Kreislauf-Stillstand und es wurde Ihnen niemals erzählt.«

»Aber das ist doch Unsinn!«

»Sagen Sie!«, zischelte Blackstone.

Jacques Baptiste verdrehte die Augen. »Meine Herren, vergeuden wir nicht unsere Zeit. Tatsächlich könnte es sich so verhalten haben, Ben. Allerdings ist dies nicht der Punkt, den wir im Auge haben. Welche Absichten der Dämon, oder worum es sich bei dem Unhold auch handelt, auch immer verfolgen mag, es könnte möglich sein, dass Sie irrtümlich in seine Fänge gerieten, sozusagen als Opfer einer Kette unglückseliger Umstände. Zur falschen Zeit am falschen Ort, wie der Volksmund zu sagen pflegt.«

»Wie tröstlich«, murmelte Ben. »Und welche Umstände sollten das sein, Ihrer Meinung nach?«

»Ihr Messer.«

Ben starrte seinen Vorgesetzten einige Sekunden schweigend an, dann dachte er über dessen Worte nach. Er spürte kaum, dass er seine Gedanken aussprach. »Der Dämon sucht also Menschen heim, die im Laufe ihres Lebens für wenige Sekunden einen Herz- oder Atemstillstand erlitten hatten, um sich deren Seelen zu nehmen, vielleicht weil er ein eigenes Anrecht darauf sieht. Nennen wir dieses Wesen also Seelendieb oder eher noch Seelendiebin. Und Sie glau-

ben, mein Messer, das Lutz Bürger, dem Totengeist, gehörte und das mit ihm aus dem Jenseits materialisierte, hat die Seelendiebin auf meine Spur gebracht?« Er trug das Messer stets in einer weichen Scheide mit sich, gleichermaßen als Waffe als auch als Andenken an Geschehnisse, die bereits einige Monate zurücklagen und seiner Lebensgefährtin Stephanie Winkler den Tod gebracht hatten. Der aus dem Jenseits heraufbeschworene Geist des Massenmörders Lutz Bürgers ermordete wie zu Lebzeiten scheinbar wahllos unschuldige Menschen und verwendete dazu dieses Messer, mit dem sich letztlich Stephanie, die vom Totengeist beeinflusst war, selber opferte, um Ben Fullers Leben zu retten. Nach ihrem Tod nahm Ben das Messer an sich und erkannte, um welche mächtige Waffe es sich handelte. Aber im gleichen Maße spürte er, dass es noch viele Geheimnisse beinhaltete, die es noch auszuloten gab. Eines davon war möglicherweise, dass es Signale sendete, die für dämonische Wesen unwiderstehlich waren.

Er nahm es in die Hand und betrachtete das Messer, dessen Klinge äußerst scharf und leicht geschwungen war, sich aber vom Aussehen nicht von anderen Messern unterschied. Allerdings konnte das Material nicht bestimmt werden, die Klinge bestand nicht aus Stahl; selbst die Untersuchungen in den Laboren von Paraforce ergaben über Art und Herkunft des Materials keinen Aufschluss. Es war eine Waffe, die aus dem Jenseits in diese Welt gekommen war, und so entzog sie sich jeglichen Maßstäben.

»Die naheliegende Vermutung ist, dass die Seelendiebin, guter Name übrigens, aus der rätselhaften Herkunft dieses Messers zu erkennen glaubte, dass Sie dem Tod nur knapp von der Klinge gesprungen sind. Es muss so sein, falls Sie nicht doch einmal zu einem früheren Zeitpunkt Ihres Lebens tot waren.« Baptiste verschränkte seine Finger und blickte Ben über sie hinweg an. »Die Frage ist, was wir mit diesem Wissen nun anfangen. Im Grunde sind es ja lediglich Mutmaßungen.«

»Ich nehme an, Sie haben sich bereits hinreichend den Kopf zerbrochen.«

Baptiste nickte und gönnte sich ein Lächeln, während er kurz zu dem leeren Stuhl zu Bens Rechten hinübersah. »Ihr Kollege wird soeben in die faszinierenden Geheimnisse einer Dämonenbeschwörung eingeweiht. Professor Singh paukt ihm derzeit das notwendige Wissen ein und wir wollen hoffen, dass es in der Kürze der Zeit keine Komplikation gibt.«

»Sie wollen Bhelchiinah beschwören?«, entfuhr es Ben.

»Nein, das wäre kaum möglich. Nach allem, was wir wissen, nicht zuletzt durch Ihren Bericht, vermuten wir, dass diese Dämonin zu mächtig für eine Beschwörung durch einen Menschen ist. Sie würde sich seiner annehmen, ihn sich gewissermaßen einverleiben.« Vor der geschlossenen Tür erklangen plötzlich zwei Stimmen, die erbst klangen. Baptiste hielt inne und blickte mit verärgert verzogenem Gesicht zur Tür, als erwarte er, dass die Störenfriede hineinge-

stürzt kämen. Doch nichts dergleichen geschah und leicht irritiert fuhr der Franzose fort.

»Nein, unsere Absicht ist es, einen niederen Dämon zu beschwören, kaum mehr als einen dienstbaren Geist. Von ihm erhoffen wir uns Informationen, wie es uns gelingen kann, dieser Teufelin habhaft zu werden. Sofern die Beschwörung im Sinne der magischen Gesetze verläuft, wird dem Dämon nichts anderes übrig bleiben, als uns zu Diensten zu sein.«

»Aber Stefan hat so etwas noch nie gemacht«, entgegnete Ben. Fieberhaft drehten sich seine Gedanken. »Es wäre viel zu gefährlich.«

»Er hat sich sofort dazu bereit erklärt«, entgegnete Blackstone. »Genaugenommen war es im Grunde sogar seine eigene Idee.«

»Lassen Sie es mich machen«, schlug Ben vor. »Schließlich geht es doch hier auch um mich.«

»Diese Überlegung haben wir bereits zu den Akten gelegt, Ben«, erklärte Baptiste. »Eine Beschwörung erfordert geistige Höchstleistung. Damit wären Sie im Moment überfordert. Würde ich Sie bitten, das kleine Einmaleins runterzubeten, wäre es schon zu viel. Wir wollen Sie nicht opfern.«

»Aber unter Umständen opfern Sie Stefan!« Baptiste hatte mit seiner Erklärung gewiss recht, doch Ben wollte das nicht so einfach einsehen.

»Das ist nicht gesagt, doch wenn es so kommt, geschieht dies in Ausübung seines Dienstes. Sie wussten beide, worauf es bei einem Engagement bei Paraforce ankommt. Der Tod ist ein ständiger Begleiter unserer

Agenten. Das ist tragisch, aber unvermeidbar.«

»Und außerdem«, fügte Blackstone griesgrämig hinzu, »ist alles Lamentieren unnütz. Die Beschwörung dürfte bereits in vollem Gange sein. Singh sagte, dass nicht viele Erklärungen nötig seien. Ich nehme stark an, Crenz hält gerade Händchen mit einem Schwarzblütler.«

»Blackstone«, seufzte Baptiste leise und schüttelte vorwurfsvoll den Kopf.

7

»Nun, was meinen Sie?«, fragte Singh, »kriegen Sie das hin?«

»Natürlich«, sagte Stefan Crenz leichthin, doch insgeheim nagte der Zweifel an ihm wie ein verhungerner Köter am Knochen. Er wünschte sich, dass er eine Quelle anzapfen könnte, die ihm Zuversicht einimpfte. Doch einen Weg zurück gab es nun für ihn nicht mehr.

Singh, der mit allen Wassern gewaschene Professor in den Reihen von Paraforce, schien ihm die Zweifel anzumerken; mit seinen kleinen Augen musterte er Stefan voller Ernst. In einer freundschaftlichen Geste legte er ihm eine Hand auf die Schulter. »Kürzlich hat bereits schon einmal einer unserer Agenten eine Beschwörung durchgeführt. Es hat geklappt, obgleich er einen Fehler begangen hat, er hat nämlich den Dämon nach der Beschwörung getötet. Dies widerspricht den Regeln und hätte böse Folgen haben können; aber

scheinbar wird man auch in dämonischen Gefilden liberal und drückt gerne ein Auge zu. Aber verlassen sollten Sie sich darauf nicht. Also bitte unterlassen Sie tunlichst diesen Schritt, denn wir können nicht ständig darauf vertrauen, dass solche Verfehlungen folgenlos bleiben.« Leise seufzte der Inder. »Der Eifer unserer Agenten ist gelegentlich uferlos.« Er kicherte leise und versuchte einen längst eingetrockneten Fleck seiner letzten Mahlzeit vom Hemd zu wischen. »Vielleicht lag es auch an mangelnder Einarbeitung. Dann nehme ich es selbstverständlich auf meine Kappe.«

»Sie können sich darauf verlassen, dass ich keine Dummheiten machen werde. Ich riskiere mein Leben nicht sinnlos.« Und doch hatte Stefan das Gefühl, dass er genau das tat. Die Zweifel in ihm wurden beständig nagender. Doch wenn er nichts unternahm, bedeutete das Ben Fullers Tod. Das hatte Baptiste ihm ohne Umschweife erklärt und auch Singhs Worte waren in eine ganz ähnliche Richtung gegangen. Letztlich wurde der Versuch der Dämonenbeschwörung nur aus dem simplen Grund unternommen, weil Paraforce keine andere Lösung parat hatte.

Sie befanden sich in einem langen kahlen Gang, von dem Stefan nicht zu sagen vermochte, wo genau er im Gebäude lag und wo er endete. Hier befanden sich keine Büroräume, bestenfalls Labors, wenngleich niemand hier zu sehen war. Ein leises, gleichförmiges Brummen begleitete sie, als befände sich hinter einer der Wände ein Generator. Die Decken waren unverputzt; hier musste niemand vom Äußeren beein-

druckt werden.

»Stefan, noch können Sie die Sache abblasen. Es ist gefährlich, was Sie tun. Ich weiß um die Schwierigkeiten, die Ihnen bei Beschwörungen widerfahren können. Das ist ein sehr schwieriges Areal der Magie, es sind schon viele daran gescheitert. Selbst die Besten erzählen von vielfältigen Gefahren. Sie begeben sich auf sehr dünnes Eis.«

»Ich weiß.« Belehrungen dieser Art hatte Stefan in den letzten Minuten allzu häufig vernommen und sie hatten ihren Schrecken bereits verloren.

»Es kann Sie Ihr Leben kosten.«

»Ich weiß«, sagte Stefan geduldig.

Singh lachte leise und vergnügt und murmelte etwas in sich hinein, das Stefan nicht verstand.

Vor einer stählernen Tür blieben sie stehen. Singh schob einen Eisenriegel zurück und wuchtete die Tür zurück; seinem verzerrtem Gesichtsausdruck nach zu folgern, musste sie ein immenses Gewicht haben. Dahinter lag ein fast kahler Raum im Schein einiger Neonröhren, die ein schattenloses Licht verströmten.

»Auf dem Tisch dort hinten in der Ecke befinden sich einige Utensilien, die Sie benötigen werden. Dazu gehören einige Seiten aus einem Buch, die ich für Sie kopiert habe. Es dürfte das einzige Exemplar sein; wie der Autor heißt, weiß ich nicht, und es spielt auch keine Rolle. Nicht nur seine Einzigartigkeit macht dieses Buch so besonders, sondern vielmehr die Tatsache, dass Bens hübsche Freundin darin erwähnt wird. Allerdings sollten Sie nicht zu viel erwarten, aber lesen

Sie sich die Passage durch, bevor Sie sich an die Beschwörung machen, deren Wortlaut ich ebenfalls kopiert habe.«

Der Professor schaute Stefan an. »Haben Sie noch irgendwelche Fragen?«

Stumm schüttelte Stefan den Kopf. Zwar schwirrten die Gedanken nur so in seinem Kopf, aber er wollte nicht länger reden. Er wollte die Sache so schnell wie möglich hinter sich bringen.

»Dann wünsche ich Ihnen viel Glück.« Singh reichte ihm die Hand. »Wenn Sie fertig sind, klopfen Sie an die Tür. Sie lässt sich von innen nicht öffnen; ein kleines, aber unendlich wertvolles Sicherheitssystem. Ich werde in der Nähe sein und Sie herauslassen. Klopfen Sie einfach, in Ordnung?«

»Wenn ich noch in der Lage dazu bin«, sagte Stefan sarkastisch.

»Passen Sie auf sich auf.« Singh verließ den kahlen Raum. Er wirkte, als wolle er noch etwas sagen, doch er schenkte Stefan Crenz lediglich ein knapp bemessenes Lächeln, dann schlug mit einem lauten Krachen die massive Tür ins Schloss und Stefan hörte, wie der indische Wissenschaftler von außen sorgfältig den Riegel in den Bügel schob.

Dann wurde es, abgesehen vom leisen Summen der Neonröhren, vollkommen still um ihn herum.

Ohne Umschweife griff Stefan Crenz zu den Seiten,

die der Professor aus dem Buch kopiert hatte. Erst-aunt stellte er fest, dass der Text in deutscher Sprache verfasst war. Es war nur ein kurzer Bericht, den der Autor niedergeschrieben hatte, dennoch benötigte Stefan eine ganze Weile, um ihn zu lesen, da es sich um altdeutsche Sprache handelte und die verschnörkelten Buchstaben kaum zu entziffern waren.

Der Text aus dem Buch, das den Titel *Dämonen und Gottheiten* trug, befasste sich nur am Rande mit Bhelchiinah, nämlich als die Rede von der Lamia war, der Verschlingerin, jener Vampirin, die der Sage nach Kinder raubte und ihr Blut saugte. Der Autor behauptete, dieses Wesen habe eine Seelenschwester, nämlich Bhelchiinah oder, wie er sie nannte, Bhelchiinaehs, die als Todesbotin auftrat und ihren unglücklichen Opfern den Tod brachte, indem sie ihnen die Seele raubte. In altertümlicher Sprache stand dort: »Wer immer auch des Unglücks ist und jenem schauerlichen ob-schon unirdisch wohlgestalteten Weib in die Fänge läuft, dem sei gesagt, sein Leben ist verwirkt und ein schlimmer Tod wird ihn ereilen. In wenigen Tagen verliert der Unglückliche sein Leben. Stund um Stund vergehen auf seiner Lebensuhr Jahre, und so ist er bald ein hilfloser Greis. Das grauenhafte Weib Bhelchiinaehs ist die rechte Hand Satanas, dem Kaiser des Höllenreiches.«

Auch wenn der Name der Dämonin im Laufe vieler Jahre ein wenig kürzer geworden war, so handelte es sich doch eindeutig um das Wesen, dem Ben begegnet war. Stefan las weiter, doch fand er nichts mehr, das

ihm tatsächlich weitergeholfen hätte. Woher der fremde, namenlose Autor seine Informationen hatte, verriet er mit keiner Zeile. Stefan wunderte sich, dass nur er die Wesenheit erwähnte, andere, weitaus umfangreichere Werke, die sich mit Dämonologie befassten, jedoch scheinbar nicht. Leider brachten die Informationen ihn keinen Schritt weiter; nach wie vor befand Bhelchiinah sich außerhalb seiner Reichweite.

Stefan seufzte und ließ seinen Blick durch den großen, beinahe quadratischen Raum gleiten, dessen Reizlosigkeit seinen Augen schmerzte. Es gab nur einen Stuhl, auf dem Stefan nun saß, und einen Tisch, dessen Oberfläche zerkratzt und mit Kritzeleien beschmiert war, als wäre vor ihm bereits eine ganze Armee gelangweilter Agenten hier eingeschlossen gewesen. Ansonsten war der Raum vollkommen leer; womöglich war er ausschließlich dazu gedacht, Beschwörungen durchzuführen. Aus rein pragmatischen Gesichtspunkten machte die karge Einrichtung in diesem Fall absolut Sinn, dachte Stefan, denn wenn es zu Problemen kam und der Dämon über seinen menschlichen Beschwörer herfiel, dann konnte das angerichtete Blutbad hinterher leicht wieder beseitigt werden. Seine Augen suchten den Boden nach Spuren früherer Massaker ab, wurden jedoch nicht fündig.

Er fand dort jedoch einen mit Kreide gezogenen Kreis, von dem der Professor gesprochen hatte. Jede Menge kryptischer Zeichen säumten den Bannkreis. Stefan schluckte und schüttelte zweifelnd seinen Kopf. Dieser recht akkurat mit simpler Kreide gezo-

ne Kreis sollte eine tobsüchtige Kreatur in Schach halten können? Singh hatte ihm vollmundig versprochen, dass nichts geschehen könne, war nachgerade von der Macht eines Bannkreises ins Schwärmen geraten. *Mit ein wenig Mühe und Erfahrung, so die vergnügten Worte des Professors, können Sie bald gar den Satan zu einer Pokerpartie einladen.*

Mit Mühe entzifferte er eine Kritzelei auf dem Tisch. Jemand hatte geschrieben: »Schau ihnen nicht in die Augen! Nie den Bestien in die Augen schauen! Sonst bist du verloren!«

Er nahm sich vor, diesen Ratschlag ernst zu nehmen.

Beiläufig überprüfte er die Stahltür; tatsächlich sah er keinen Mechanismus, mit dem er sie hätte öffnen können. Dazu benötigte er wirklich Hilfe von außen. Dabei empfand er ein mulmiges Gefühl; er befand sich in einem Kerker, den er selbstständig niemals würde verlassen können. Gleich neben der Tür befanden sich in Schulterhöhe zwei Plastikschränke. Als er einen davon betätigte, erloschen die Neonröhren, und es wurde vollkommen finster in der Zelle. Eilig schaltete er das Licht wieder ein, bevor er den anderen Schalter betätigte. Über der Tür befand sich eine weitere Lichtquelle, bemerkte er nun, ein gleißend heller Strahler, der genau auf den Bannkreis ausgerichtet war.

Stefan runzelte die Stirn, während er überlegte, welchen Sinn ein solches Licht machte. Er spürte die Wärme, die von der eingeschalteten Lampe ausging. Achselzuckend schaltete er sie aus; es schien ihm nicht

wichtig.

Stefan trat wieder an den Tisch und griff nach einem weiteren Blatt, auf dem der Beschwörungstext in englischer Sprache stand. Tief holte er Luft, während er die wenigen Zeilen durchlas. Nach einigen Minuten konzentrierten Lesens und Wiederholens traute er sich zu, den Text sprechen zu können, ohne ihn abzulesen.

Stumm sprach er sich Mut zu. Er wusste, dass nicht die Beschwörung das größte Problem darstellte; die Frage war vielmehr, welchen Preis der von einem Menschen beschworene Dämon in seiner Wut verlangen würde.

Dicke Schweißtropfen rannen Stefan Crenz in die Augen und brannten wie Säure, aber er blinzelte nicht und wischte sie nicht fort. Er musste jedes Zeichen von Schwäche vermeiden, wollte er nicht gleich zu Beginn scheitern. Er hoffte, dass ihm kein Fehler unterlief. Es waren uralte Worte der Beschwörung, die in ihm aufstiegen wie bittere Galle. Sie drangen durch die unsichtbare Grenze des Höllenreiches und klaubten einen wütenden Dämon aus der Glut seiner Schlafstätte.

Stefan kniete am Boden der Zelle und hielt die Arme waagrecht von sich gestreckt, während er weiterhin eisern die Worte sprach. Er spürte die Wirkung des Textes an seinem eigenen Körper; sein Mund fühlte

sich an, als befände sich statt seiner Zunge eine Rasierklinge darin. Sein Atem schien die Luft zu vergiften und sein Herz pumpte schwarze Säure durch seinen Körper. Es waren, dachte er, während er beherzt sprach, Worte purer Macht; gezeugt vielleicht vor Tausenden von Jahren. Er spürte, wie der Singsang, einer Waffe gleich, durch Grenzen glitt und ein fremdes Wesen erfasste, das seiner Gefangennahme wenig Erfreuliches abgewinnen konnte.

Die Worte, die Stefan sprach, befahlen dem Schreckenswesen, in die Welt der Menschheit, in die hässliche Welt des Tageslichts zu treten, und so sehr es sich sträubte und gegen die weißmagische Überredungskunst ankämpfte, war es völlig machtlos.

Etwas materialisierte in der kahlen Zelle, ein hässlicher Balg, der nach Schwefel stank und dessen verunstalteter Körper so rothäutig war, als müsse er in einer Wanne mit siedendem Wasser leben. Der Dämon, auf dessen Schädel zwei kleine Hörner wuchsen und der gelbe, gefährlich blitzende Augen hatte, die ständig in Bewegung waren, stieß einen gequälten Schrei aus.

Stefan versuchte, die Nerven zu bewahren und sprach weiterhin mit monotoner Stimme die Worte aus, die von weisen Männern zu einer Formel geschmiedet worden waren, zu einer Waffe, die das Böse bändigte. Stefan befahl dem Dämon, ihm zu Diensten zu sein, die Worte rollten wie Donner von seinen Lippen, und der Rothäutige lauschte ihnen wie erstarrt, nur seine Augen taxierten seinen Bändiger

mit dem eiskalten Blick eines Schlächters.

»Sei mir ergeben«, murmelte Stefan. Sein Hirn schien vor Anstrengung in Flammen zu stehen und seine Beine, auf denen er unbequem hockte, fühlten sich an wie totes Holz. »Denn siehe, ich bin im Besitz der heiligen Bannformeln, es ist die Stärke der weißen Magie, welcher du gehorchen musst. Ich rief dich, mir zu dienen.«

Der Dämon, der nun wieder zu einer Regung fähig war, richtete sich zu seiner vollen Größe auf. Allerdings war er kaum größer als einen Meter, diesen Mangel glichen jedoch seine langen Arme aus; die krallenbewehrten Gebilde seiner Hände berührten beinahe den Boden. In seinem lippenlosen, stets leicht aufklaffenden Maul blitzten lange Zähne.

Er trat einen Schritt vor, kam dabei jedoch der Grenze des mit Kreide gemalten Bannkreises sehr nah, dessen Wirkung dem Wesen nicht fremd zu sein schien, denn eilig begab er sich wieder in die sichere Mitte des Kreises.

»Ich habe die Worte gesprochen, die dich zwingen«, sagte Stefan ruhig, wenngleich ihm die Schreckensgestalt jegliche Gelassenheit raubte. Doch er durfte nicht nachgeben. »Sag mir deinen Namen.« Langsam und ohne ein Anzeichen von Schwäche zu zeigen, stand er auf und blickte auf den Dämon hinab, was ihm ein etwas besseres Gefühl gab. Das abgeschnürte Blut rann prickelnd durch seine Beine.

Das Höllenwesen antwortete auf seine Weise. Es öffnete sein Maul und würgte einen Batzen einer undefi-

nierbaren Masse hervor, die es, über die Grenze des Bannkreises hinweg, auf Stefans Schuhe spie. Ein unbeschreiblicher Gestank ging von dem Erbrochenen aus, wahrscheinlich handelte es sich um die letzte Mahlzeit des Dämons. Kleine, wurmähnliche Gebilde wanden sich in dem Haufen.

Singh hatte ihm eingehämmert, keine Schwäche zu zeigen, ganz gleich, auf welche Weise er provoziert wurde. Auch wenn dank des Bannkreises keine unmittelbare Gefahr von dem Wesen ausging, so würde es dennoch aus dem Zaudern und Zögern die richtigen Schlüsse ziehen und noch tiefer in seine Trickkiste greifen. Dämonen, so Singh, waren in ihrer Gerissenheit unschlagbar. Sie waren, sagte er lächelnd, ein bisschen wie Politiker.

An all das entsann sich Stefan, doch die guten Ratschläge drohten in dem Gestank unterzugehen. Die erkaltende Masse auf seinen ruinierten Schuhen roch wie Fleisch, das mitten in der Blüte der Fäulnis stand. Eine aufgeblähte, in ihren eigenen Fäulnissäften schwimmende Wasserleiche mochte nicht verheerender sein. Die hässlichen Würmer hatten jedoch keine Chance; ihr Gewimmel erlahmte sehr bald und sie krümmten sich im Todeskrampf zusammen.

Der Dämon starrte ihn an, triumphierend, wie es schien. Und wieder würgte er eine Mahlzeit hervor, die er wie eine Delikatesse auf seiner lederartigen Zunge tänzeln ließ.

»Halt ein, du widerwärtige Kreatur!«, rief Stefan mit dröhnender Stimme. Schweiß lief in heißen Strömen

auf seinem Gesicht. »Nenn mir deinen Namen!«

Das Erbrochene stülpte sich wie eine Flutwelle aus dem Maul heraus und fiel klatschend zu Boden, wo es wie eine deformierte Fehlgeburt zur Ruhe kam; einige Blasen platzten in unregelmäßigen Abständen auf und ergossen weiteren Gestank in den Raum, in dem es immer unerträglicher wurde. Auch jetzt wanden sich Würmer in der Masse.

Mit Schrecken sah Stefan, dass die feuchte Kreidelinie am Boden zu verblassen drohte. An einigen Stellen wies sie winzige Lücken auf. Auf diese Möglichkeit hatte Singh nicht hingewiesen, und Stefan wette, dass derlei heute zum ersten Mal geschah: Der Dämon kämpfte sich, offenbar ohne dies zu ahnen, in die Freiheit.

»Sprrygar«, rülpste der Dämon.

Erst nach einigen Sekunden begriff Stefan, dass dies der Name der Schreckensgestalt war.

»Nun denn, dein gefürchteter Name geht mir schwer über die Lippen, aber sei gewiss, dass ich ihn zu wahren weiß. Mich nennst du Stefan Crenz.«

»Was willst du von mir, beim Bockfüßigen?«

»Sag mir, was du über Bhelchiinah, die Todesbotin, weißt. Sie kommt aus deinem Reich, du musst etwas über sie wissen.«

Sprrygar stieß ein Grunzen aus, das genauso gut ein Lachen hätte sein können. Er stand da mit geöffnetem Maul, aus dem plötzlich seine Zunge hervordrang. Sie wurde immer länger, wie eine Schlange, die sich beim Laut der Flöte aus dem Korb erhob. Die Spitze fuhr

schmatzend durch das erkaltende Erbrochene. Sprrygar verdrehte erfreut die Augen und verschlang den Batzen mit wahren Heißhunger. Schließlich, nach einer endlosen Weile, wandte er sich wieder Stefan zu, der das Schauspiel mit vor Schreck geweiteten Augen verfolgt hatte.

»Hast du nicht etwas vergessen?«, zeterte der rot-häutige Dämon. »Bevor deine Forderung zur Geltung kommt, darf ich meinerseits etwas fordern. Pakt ist Pakt.«

»Ich kenne die Vereinbarung«, erwiderte Stefan. »Was also ist dein Wunsch?« Er hoffte, der Gnom mit dem seltsamen Namen würde sich mit einer Kleinigkeit zufriedengeben. Mit einem Buch vielleicht, in dem schwarzmagische Formeln aufgelistet waren, einem Schmuckstück, mit einem Tieropfer.

»Gib mir ...« Der Dämon murmelte leise vor sich hin und machte ein nachdenkliches Gesicht. Er überlegte eine Weile, dann huschte der Ansatz eines gehässigen Grinsens über seinen lippenlosen Mund. »Ich verlange einen Teil deines Körpers!«, schrie er triumphierend.

Mit schreckensstarrem Gesicht versuchte Stefan Crenz, die Forderung des Dämons zu begreifen. Ingeheim hatte er mit der Äußerung eines solchen Wunsches bereits gerechnet. Das Höllenwesen zahlte ihm nun die Demütigung der Beschwörung heim, und mit einem abgetrennten Glied heimzukehren in die Niederungen der Hölle, wäre für ihn ein glorreicher Sieg; vermutlich der erste überhaupt. Und nach den Geset-

zen der Magie bestand die Forderung völlig zu Recht. Der Beschworene konnte – abgesehen vom Leben und Freiheit – alles verlangen, was ihm in den Sinn kam. Verweigern konnte Stefan sich nicht.

»Nun«, kicherte und grunzte der Rothhäutige, »worauf wartest du? Von welchem Körperteil möchtest du dich trennen?«

»Ich fürchte, ich kann deinen Wunsch nicht erfüllen.« In Stefans Hirn arbeitete es verzweifelt. Ihm musste nun etwas einfallen. Die Forderung stand: ein Teil seines Körpers.

Der Dämon heulte auf. »Versuch nicht, mich hereinzulegen. Du weißt, was dann geschieht.«

»Höllensqualen für mich, Freiheit für dich.«

»Dann gib mir, was mein ist.«

»Ich ... ich habe kein Werkzeug. Nichts, womit ich's mir abschneiden könnte.«

Ein breites Grinsen erschien auf dem verunstalteten Gesicht Sprrygars. »Dem kann ich abhelfen.« Ein Flimmern entstand über seiner rechten Schulter, gleich darauf materialisierte ein Dolch, der zu Boden fiel. Es war eine alte, aber sehr gut gepflegte Waffe, die zum Verstümmeln bestens geeignet war. Als Stefan nach ihr griff, sah er das Glitzern der rasiermesserscharfen Klinge.

»Ein Finger oder eine Hand«, geiferte der Dämon hämisch. »Pakt ist Pakt, ich habe so befohlen, der mächtige Sprrygar. Blut wird sich nicht vermeiden lassen, gleichgültig, wie du dich entscheidest wirst, Narr. Und nun gib mir dein Fleisch!«

Stefan atmete tief ein und setzte die scharfe Klinge an.

Erst schaute Sprrygar ungläubig, dann stieß er ein hündisches Winseln aus, das sich zu einem Brüllen steigerte. Stefan ließ das Messer fallen und reichte dem Dämon eine Strähne seines Haars, die er abgeschnitten hatte.

Ins Wutgewinsel hinein sagte er: »Ich für meinen Teil habe den Pakt erfüllt, Großmächtiger. Nun sage mir also, was du über Bhelchiinah weißt. Sage mir, wo ich sie finden kann.«

»Ich ...« Blutige Tränen rannen aus den gelben Raubtieraugen des Dämons. »Du hast mich reingelegt, Mensch. Das wirst du mir büßen. Sobald ich nicht mehr im Bann der Magie stehe, den du mir auferlegt hast, werde ich ...«

»Sobald ich dir die Gnade der Freiheit wiedergegeben habe, wirst du dahin zurückkehren, wo du herkamst«, unterbrach Stefan ihn kalt. »Nichts anderes steht dir zu. Sag mir, wo ich sie finde.«

Sprrygar wusste, dass er machtlos war. Stefan Crenz hatte seinen Teil der Vereinbarung eingehalten, nun musste der Dämon folgen. Ein Bruch der Regel würde schlimme Auswirkungen für ihn haben, schlimmer noch als ein Bad im Weihwasser. »Bhelchiinah haust in der Unterwelt, du kannst nicht dorthin. Niemand kann das, der noch lebt. Es ist die Welt der verlorenen

Seelen, die sie nahm, die Welt des Heulens und Wehklagens. Willst du sie sehen, dann musst du auf ihre Gnade hoffen. Vielleicht genügt auch eine einfache Beschwörung.«

»Man kann auch sie beschwören? Wie?«

»Versprich ihr deine Seele als Gegenleistung. Sie lässt sich davon möglicherweise blenden. Es sollte dir nicht schwerfallen, sie zu täuschen.«

Stefan überhörte die kalte Verachtung, mit denen Sprrygar diese Worte ausgespien hatte. »Wie kann man sie töten?«

»Wie lässt sich das Rad der Zeit zurückdrehen? Wie kann der Himmel jemals die Hölle bezwingen?«

»Beantworte meine Frage!«

»Du kannst sie gar nicht töten!«, schrie das Höllenwesen. »Du bist zu schwächlich, zu sehr Fleisch und rotes Blut, als dass du das Weib Bhelchiinah bezwingen könntest. Sie würde dich mit deinen eigenen Waffen schlagen: mit Falschheit!«

Darüber wollte Stefan nicht mit dem Rothäutigen diskutieren. Er glaubte nicht, dass er ihm weitere Informationen entlocken konnte, ihm musste das Stichwort, das Sprrygar ihm geliefert hatte, genügen. Die Lücke im Kreidekreis war nun eklatant groß, und Stefan wunderte sich über die Tatsache, dass der Dämon dies nicht zu seinen Gunsten nutzte. Er musste das doch sehen. Oder war die Magie der Zeichen immer groß genug, um das Wesen zu bannen?

»Ich entlasse dich hiermit aus den Ketten des Lichts, die dich bannten und gefügig machten. Für deine Hil-

fe, Sprrygar, danke ich dir. Fahre nun heim in die Grotten der Hölle und der Schlechtigkeit und sei gewiss, dass du ihnen nie wieder entsteigen wirst.« Stefan schloss die Augen und murmelte weißmagische Formeln, die den Bann aufhoben, währenddessen der Dämon schmerzerfüllt aufschrie. Sein Körper zerfaserte und wurde durchscheinend, dann gewann er wieder an Kraft, als wolle er sich nicht so ohne Weiteres abschieben lassen. Eine seiner langen Pranken er tastete die Lücke im Kreis und fuhr durch die Öffnung.

Für einen Moment stutzte Sprrygar, dann erkannte er, welche Chance sich ihm bot. Seine Pranke tauchte ein in sein erkaltendes Erbrochenes und träufelte es auf die Bannlinie, die sogleich weiter verblasste.

Nur noch wenige Sekunden, erkannte Stefan, und der Dämon wäre frei. Ein Gedanke zuckte durch seinen Kopf und sofort wandte er sich um und hieb auf den Plastikschalter nahe der Tür. Der Strahler leuchtete auf und gleißend helles Licht durchflutete durch den Raum. Sprrygar, der schon siegesgewiss war, brüllte auf, seine Fratze zeigte Schmerz und Schreck in einem. Er zog sich zurück und schützte seine Augen vor dem Licht.

Stefan nutzte seine Chance und wiederholte eilig die magischen Formeln. Sein eigener Schatten gab dem Dämon ein wenig Schutz vor dem grellen Licht; vielleicht wurde er dadurch gar zum Lebensretter, denn das pure Licht schien dem Höllenwesen unerträgliche Schmerzen zu bereiten. Nur durch Stefans Schatten-

wurf wurde es erträglicher.

Sobald Stefan die Formel zu Ende gesprochen hatte, griff die Hölle nach dem Dämon und zerrte ihren verlorenen Sohn zurück in ihren Schoß.

Für eine Weile zitterte eine feine schwefelgelbe Rauchwolke dort, wo bis gerade eben noch Sprrygar gewesen war, aber schließlich zerfaserte auch sie und nichts erinnerte mehr an die Anwesenheit eines Dämons. Selbst das Messer war verschwunden.

Durch den hellen Strahler in seinem Rücken sah Stefan sein scharf umrissenes Schattenbild am Boden kleben. Es reichte bis über die Grenze des nun leeren Bannkreises hinaus, beinah bis zur gegenüberliegenden Wand.

Langsam wandte Stefan sich um und schaltete das gleißende Licht aus, das in seinen Augen schmerzte. In derselben Sekunde verschwand sein Schatten; nur noch das kalte Licht der Neonröhren beleuchtete den kahlen Raum.

Er atmete tief durch und schlug mit der Faust gegen die Stahltür. Nach wenigen Sekunden wurde die Tür von außen geöffnet.

Singh stand dort, lächelnd und fraglos sehr erleichtert.

8

Ben Fuller lehnte an der Wand neben der halb geöffneten Tür und lauschte den Stimmen der beiden Frauen, die sich im Erdgeschoss befanden. Er war wieder

in Köln. Man hatte es für das Beste erachtet, ihn nach Deutschland zurückfliegen zu lassen. Stefan befand sich weiterhin in Manhattan, doch es war abzusehen, dass seine Anstrengungen nicht fruchteten. Allerdings kannte Ben den letzten Stand der Dinge nicht, da niemand ihn unterrichtet hatte. Es war beinahe so, als hätte man ihn bereits abgeschrieben. Sich mit ihm zu beschäftigen, hieße, kostbare Zeit zu verschwenden. Ben wusste, er ging zu hart mit sich und der Welt ins Gericht, doch waren ihm Gedanken dieser Art mittlerweile nicht fremd; sie waren gesättigt mit Zynismus und Verbitterung. Er behielt sie für sich, denn er wollte niemanden mit seinen Überlegungen konfrontieren, doch genau das machte es nur noch schlimmer. Er fand keinen Abstand mehr, weder zu sich noch zu seinen Gedanken.

Eine Paraforce-Agentin hatte Ben nach Deutschland begleitet. *Zu Ihrem Schutz*, hatte Baptiste gesagt. Sie hieß Lita Ashton und war äußerst hübsch und auf amerikanische Weise sehr nett; womöglich unterstellte man ihr hin und wieder eine gewisse Plumpheit im Umgang mit ihren Mitmenschen. Während des Flugs redete sie unentwegt, ohne viel über sich zu verraten. Ben empfand dies zunächst als Störung, später jedoch als angenehme Zerstreung. Zwar machte er sich nicht die Mühe, ihrem dauernden Wortschwall zu lauschen, aber es lenkte ihn von den deprimierenden Gedanken ab, die immer wieder aufkommen wollten. Er durchschaute Lita schnell; sie redete nur aus dem einen Grund so viel, um ihm zur Seite zu stehen. Sie

gab sich viel Mühe, damit es ihm ein wenig besser ging. Als umso schlimmer empfand Ben es, dass er in ihrem Blick nicht mehr las als aufrichtiges Mitleid. Ihr Blick sagte so vieles, und nichts davon machte ihm Mut.

Er öffnete die Tür des Gästeraums in der ersten Etage ein wenig mehr. Sein Atem ging schwer, wie nach einer großen Anstrengung, und auf seiner Stirn stand Schweiß, aber dennoch war ihm kalt, entsetzlich kalt, obgleich die Heizung in dem Zimmer auf Hochtouren lief. Auf dem zerwühlten Bett türmten sich zudem wärmende Decken. Es war der Tod, der ihn frieren ließ, er fraß ihn unerbittlich auf.

Er hörte Lita sagen: »Ich habe vorhin noch einmal mit Manhattan telefoniert. Es gibt leider immer noch keinen Fortschritt.«

»Das habe ich befürchtet«, entgegnete Judith.

»Stefan klang furchtbar müde. Dennoch hat er nicht vergessen, dass ich dir schöne Grüße ausrichten soll. Und dir natürlich auch, Mel.«

»Danke«, sagte das Mädchen. »Ich wünschte, er könnte es schaffen, Ben zu helfen.«

»Er versucht wirklich alles, mehr als er kann man nicht tun. Aber manchmal gibt es Dinge, wo es keinen Erfolg geben kann. Stefan klang so furchtbar verzweifelt.«

»Es ist für ihn eine verteufelte Situation«, sagte Judith leise, aber vernehmlich. »Er mag Ben sehr, sie waren bislang ein gutes Team. Irgendwie auch mehr als nur das. Fast Freunde. Ihm nicht helfen zu können,

muss Stefan zermürben. Ich hoffe nur, er macht keine Dummheiten. Ich kenne ihn. Aufgeben ist für ihn ein Fremdwort. Er könnte versuchen, auf eigene Faust etwas zu unternehmen.«

Judith stand vom Sofa auf und ging unruhig zum Fenster und drehte sich zu Lita um, die neben Mel saß. Das Mädchen war beinah genauso groß wie die Agentin, die mit einer Hand nachdenklich in ihren brünetten Locken spielte. »Wenn wir nur etwas tun könnten. Irgendetwas müssen wir doch tun, oder? Wir können doch nicht einfach warten, bis ...« Sie schüttelte den Kopf. »Ben braucht uns doch jetzt. Er hat nicht mehr viel Zeit.«

Ben lauschte den Worten und ein gequälter Laut kam über seine Lippen. Mit starrem Blick schaute er zum Fenster heraus und beobachtete die weißen Wolken, die geballt am Himmel trieben, als wollten sie einen Blick erhaschen auf einen Todgeweihten. *Er braucht uns doch jetzt.* Die Worte gingen ihm nicht aus dem Kopf. *Oh ja, dachte er, das tu ich wohl. Aber wie lange noch?*

»Sollten wir nicht nach ihm sehen?«, fragte Lita.

»Ich glaube, er schläft noch. Lassen wir ihn. Solange er schläft, muss er nicht über sein Schicksal nachdenken.«

»Du glaubst ... er stirbt?«

»Ich weiß es nicht. Ich wünschte so sehr, dass es noch eine Rettung gäbe, mein Gott, ich wünschte es so sehr. Aber ...« Ben konnte im Geiste sehen, wie Judith mit den Schultern zuckte. »Ach, Lita, ich weiß es

nicht. Alle sind gestorben, alle, die mit dieser Bestie in Berührung kamen. Nach spätestens vier Tagen, wie sie in den Nachrichten sagten, waren sie alle tot. Ich weiß nicht, was wir jetzt noch tun können. Wenn nicht bald ein Wunder geschieht, dann ... dann ist es zu spät.«

Die Stimme von Mel, leise und zitternd: »Ich will nicht, dass Ben stirbt.« Ihre Stimme zerriss Ben beinahe das Herz. Das sonst so fröhliche und selbstbewusste Mädchen war nicht mehr wiederzuerkennen. Beinahe mehr noch als ihre Mutter war die Zwölfjährige am Boden zerstört und vor Kummer wie gelähmt. Es tat ihm weh, sie derart leiden zu sehen.

»Ach Liebes, das will niemand, und dein Vater versucht ja auch alles. Aber es sieht wirklich nicht gut aus, das weißt du doch auch. Ich weiß, dass ihr beide euch gut versteht. Ben hat dich sehr ins Herz geschlossen. All das macht die Situation ja nur noch schlimmer.« Judiths Stimme drohte in einer Tränenflut zu versiegen. »Wenn das doch nur alles nicht geschehen wäre.«

Nach spätestens vier Tagen, dachte Ben bitter. Und mehr als die Hälfte war bereits verstrichen. Leise schloss er die Tür seines Zimmers. Er bedauerte, dass er das Gespräch belauscht hatte. Es war für Judith und Mel und auch Lita, die er kaum kannte, nicht leichter als für ihn: Sie mussten seinem elenden Sterben beiwohnen, mussten zuschauen, wie der Tod, einer gierigen Zunge gleich, mehr und mehr von seinem Leben wegschleckte. Die Hilflosigkeit, die sie

verspürten, musste beinah so schrecklich sein wie für ihn seine Vergänglichkeit. Vielleicht wäre es besser, wenn er einfach ginge, sich leise und wortlos von ihnen trennte. Die verbleibende Zeit konnte er sich irgendwo verstecken und auf den unumgänglichen Tod warten. So machten Tiere das auch oft; sie wollten kein Hindernis sein und einigermaßen würdevoll sterben.

Doch er wusste, dieses Vorhaben würde bereits an der Tatsache scheitern, dass er das Haus gar nicht ungesehen verlassen konnte; dazu müsste er an dem Wohnraum vorbei, wo sie alle saßen. Und auch die Vorstellung, sich aufraffen zu müssen, das Haus endgültig zu verlassen, schien ihm geradezu absurd; die Kraft, die dazu nötig war, würde er kaum aufbringen.

Wütend ballte er die Hände zu Fäusten und trat gegen einen Stuhl, der polternd umstürzte. Er wollte so nicht sterben! Er wollte nicht sagen müssen, dass seine letzten Stunden die unwürdigsten seines ganzen Lebens waren. Er wollte kein Mitleid spüren, wenn sie vor seinem Bett saßen und sich verabschiedeten, viel lieber Dankbarkeit und Stolz.

»Bhelchiinah, du verdammte Hure«, flüsterte er heiser, »was hast du mir angetan?«

Er glaubte, ihr spöttisches Lachen zu hören, und drehte sich herum, aber das Zimmer war leer. Aber vielleicht hatte sie ganz andere Möglichkeiten, ihn zu beobachten, vielleicht war sie immer bei ihm und erfreute sich an seinem Untergang. Die Dämonin war voller Macht, das hatte er am Rhein zu spüren bekom-

men – wie sie ihn da vorgeführt hatte.

Wie aus einem inneren Zwang heraus öffnete er eine Tür des großen klobigen Kleiderschranks, der noch nicht einmal zur Hälfte gefüllt war. An der Innenseite dieser Tür hing ein mannshoher Spiegel. Es kostete Ben Überwindung, einen Blick hineinzuworfen, zu groß war die Furcht davor, was das Auge geboten bekam. Und als er es schließlich wagte, schluchzte er voller Entsetzen auf. Sein Haar war schlohweiß geworden. Die Haut seines Gesichts war mit Falten übersät, sie war blass und durchscheinend wie nach einer langen, schweren Krankheit, beinahe todesfahl. Er sah seinen hastigen Herzschlag in dem faltigen Fleisch seines Halses zucken. Und er war noch dürrer geworden. *Gespentisch!* Das Wort kam ihm in den Sinn und es ließ ihn nicht wieder los.

Am schrecklichsten jedoch waren seine Augen. Sie hatten jeglichen Glanz verloren, sie wirkten wie Glaskugeln, völlig leblos glotzten sie ihn aus dem Spiegel an: Augen ohne Illusionen, Augen eines toten Mannes.

Mit einem wütenden Ruck schlug er die Tür zu.

Seelenlos, dachte er und ihm schauderte. Dann platzte die Verzweiflung aus ihm heraus. Ben vergrub das Gesicht in seinen Händen und ließ seinen Tränen freien Lauf.

Stefan Crenz stand ein wenig verloren im Gewusel

des JFK-Airports. Bis sein Flug nach Deutschland ging, hatte er noch rund eine Stunde Zeit und außer lähmenden Gedanken hatte er nichts, womit er sie füllen sollte. Seine Mission hatte keinen Erfolg gebracht. Im Anschluss an die Beschwörung von Sprrygar gab es eine unüberschaubare Anzahl von Meetings und Konferenzen, zum Teil mit Baptiste und Blackstone und Professor Singh, manchmal auch mit weiteren Agenten von Paraforce, die Stefan noch nie zuvor gesehen hatte. Zwar fand er es beeindruckend, mit welcher Eifer sie bei der Sache waren; jedoch änderte diese Erfahrung nichts an ihrem Scheitern. Gewiss stand er mit diesem harten Urteil ziemlich allein, doch Stefan hatte das Gefühl, alle Beteuerungen und aufmunternden Worte dienten lediglich dazu, vom eigenen Scheitern abzulenken.

Zum Schluss war er das Wagnis eingegangen, in Zusammenarbeit mit Professor Singh und weiteren Agenten auch Bhelchiinah zu beschwören, doch dies hatte keinen Erfolg gebracht; noch nicht einmal eine Haarsträhne der Dämonin hatten sie zu Gesicht bekommen.

Somit hatten Baptiste und Blackstone entschieden, die Versuche abubrechen und ihn zurück nach Deutschland zu beordern. Dies war nicht in Stefans Sinn; er hätte die Beschwörungen lieber fortgesetzt, obgleich er sich eingestehen musste, dass er sich vollkommen ausgelaugt fühlte, wodurch die Wahrscheinlichkeit stieg, auch weiterhin zu scheitern. Hier in den USA gab es für ihn nichts mehr zu tun.

»Kehren Sie heim«, diktierte Baptiste ihm mit betretener Miene. Genauso gut hätte er auch sagen können: »Regeln Sie Ihre Angelegenheiten!« Was mehr konnte Stefan in Deutschland tun, als einen Kollegen zu beerdigen, und beinah hätte er das Baptiste ins Gesicht geschrien.

Übel gelaunt schaute Stefan auf die lärmende und erregte Menschenmenge, die sich vor seinen Augen in alle Richtungen bewegte.

Insgeheim wollte er nicht zurück nach Deutschland, nach Köln, wo er neben seiner Familie auch einen sterbenden Freund und Kollegen anträfe. Natürlich konnte er Judith und seine Tochter nicht im Stich lassen, aber er wünschte beinah, er könnte so lange in den Staaten bleiben, bis Ben gestorben war. Er wusste nicht, wie er dieser Begegnung standhalten konnte. Was sollte er sagen, gab es überhaupt Worte für etwas Unausprechliches? Stefan schüttelte den Kopf, erschüttert über diese Gedanken, die in seinem schmerzenden Schädel lärmten. Müde rieb er sich über die Augen. Auch wenn die Erschöpfung immer größer wurde, so glaubte er nicht, dass er im Flugzeug Schlaf finden würde. Seine Gedanken kamen einfach nicht zur Ruhe, sie waren wie ein Quälgeist. Wie viel Zeit blieb ihnen noch, bis Ben stürbe? Ein Tag, vielleicht zwei Tage, auf keinen Fall mehr.

»Diese verdammte Höllenbrut«, murmelte er wütend und erntete verärgerte Blicke von einigen Vorbeihastenden.

Auch der Professor war ihm ratlos vorgekommen,

und das war vielleicht die niederschmetterndste Erkenntnis überhaupt. Wenn ein Mann seines Fachs mit seinem unglaublichen Fundus an theoretischem und auch praktischem Wissen nicht mehr wusste, was zu tun war, dann waren sie am Ende des Weges angekommen. Die Untersuchung der Gewebe- und Blutproben hatte keine Auffälligkeit ergeben. Ben war nach medizinischen Gesichtspunkten vollkommen gesund und dennoch alterte er in rasender Geschwindigkeit; Sterben im Zeitraffer. Der dämonische Keim entzog sich jeglicher Analyse und war für sie nicht greifbar.

Stefan entsann sich der letzten Worte Professor Singhs: »Wir geben nicht auf und unternehmen weiterhin jeden Versuch, Ben zu retten.« Nette Worte, aber sein Gesichtsausdruck hatte das genaue Gegenteil verraten: Sie hatten aufgegeben, sie wussten keinen Rat mehr.

Immer größere Angst verspürte Stefan, seiner Familie unter die Augen zu treten, ihnen zu sagen, dass sie gescheitert waren, auch er – besonders er. Schließlich war er immer in vorderster Front zu finden gewesen, er hatte die Beschwörungen durchgeführt, doch selbst einem niederen Höllenwesen wie Sprrygar, kaum mehr als ein Hutzelmännchen, das rothäutig auf seinen dünnen Beinen durch den Bannkreis torkelte, hatte er kaum Informationen entlocken können. Und dennoch verspürte er Wut auf Baptiste und Blackstone, dass sie ihn nicht weitere Versuche unternehmen ließen. Vielleicht gab es eine Lösung und vielleicht war er ihr so nahe, dass er nur nach ihr greifen muss-

te.

Doch er wusste, dass alles Lamentieren nichts half. Er konnte nicht auf eigene Faust Nachforschungen anstrengen, dazu benötigte er Unterstützung, doch die würde Baptiste ihm natürlich verwehren. Andere Agenten bitten, ihm zu helfen? Das schien ihm ebenfalls nicht aussichtsreich; das Leben eines Agenten war gefährlich genug, warum es also noch zusätzlich gefährden durch eine Mission, die am Ende zu einem Misserfolg führen musste. Stefan dachte an Lita Ashton, die an seiner Stelle Ben Fuller nach Deutschland begleitet hatte. Sie hatten kaum Gelegenheit gehabt, aneinander kennenzulernen, doch er schätzte sie als Mensch ein, der für andere durchs Feuer ging. Sollte er sie bitten, gemeinsam mit ihm noch einen Versuch zu unternehmen? Konnte er ihr dies wirklich zumuten, und welche Reaktion würde die Amerikanerin zeigen?

Er musste raus hier, all die unterschiedlichen Stimmen türmten sich auf zu einer Wand, die ihn zu zermalmen drohte. Er blickte zur Uhr und stellte fest, dass er immer noch reichlich Zeit hatte, bis sein Flug ging. Draußen vor dem Flughafengebäude war zwar auch viel Betrieb, aber dort hatte Stefan möglicherweise nicht das Gefühl, bei lebendigem Leib eingekerkert zu sein. Er stemmte sich gegen die voranstürmende Flut der Leiber und verspürte Erleichterung, als er endlich die frische Luft und den Wind spürte. Es war nicht besonders warm, obgleich die Sonne vom wolkenlosen Himmel schien.

Stefan suchte sich einen sonnigen Platz. Der Lärm der vorbeirasenden Autos und Lkws war zwar ebenfalls extrem, aber besser zu ertragen als die ersticken- de Atmosphäre im viel zu warmen Gebäude.

Wieder rieb er sich über die Augen, er war kaum noch eines klaren Gedankens fähig. Alles schien ihm so fern zu sein wie nie erlebt. Nichts hatte er erreicht, und doch glaubte er, dass sich sein Leben innerhalb weniger Tage auf den Kopf gestellt hatte.

Plötzlich erhielt er von hinten einen derben Stoß, der ihn nach vorn taumeln ließ. Es bereitete ihm einige Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Wütend fuhr er herum, doch verblüfft zuckte er zurück. Niemand hielt sich in seiner Nähe auf. Sicher mehr als zehn Meter entfernt mühte sich eine Frau fluchend mit ihren beiden Koffern ab. Ein Mann, der noch etwas weiter weg stand, beobachtete Stefan voller Argwohn; wahrscheinlich hatte er die Szene gesehen und fragte sich offenbar, was dieses Spektakel sollte. Wahrscheinlich hielt er Stefan für einen Clown oder einen Betrunke- nen.

Verwirrt schüttelte Stefan den Kopf. Verdammt, was geschah hier nur? Er glaubte zu träumen. Wurde er etwa verrückt? Die getroffene Stelle an seinem Rücken schmerzte noch immer; demzufolge konnte er sich den heftigen Schlag also doch wohl kaum eingebildet haben.

Etwas, ein Lichtreflex vielleicht, lenkte seinen Blick nach unten auf die Asphaltplatten, die gleißend im Sonnenschein lagen. Die Sonne stand hinter ihm und

vor ihm baute sich sein gedrungener Schatten auf. Stefan glaubte, seinen Augen kaum zu trauen, und er hielt das, was er sah, zunächst für eine Sinnestäuschung; das Ergebnis seiner Erschöpfung und seiner stetig steigenden Frustration. Doch langsam dämmerte ihm, dass er weder träumte noch fantasierte. Was er sah, spiegelte die Wirklichkeit wider: Sein Abbild hatte beide Arme hoch über den Kopf gehoben, während Stefan sie in Wirklichkeit in die Seite gestemmt hatte.

Sein Schatten hatte wie durch Zauberhand ein Eigenleben entwickelt und schien ihn zu verspotten.

9

Entgegen allen Vorhersagen wurde es ein sonniger Tag; es schien so, als versuche der Himmel, Ben Fullers trauriges Schicksal mit ein wenig Sonnenschein abzumildern. *Ein perfekter Tag zum Sterben*, dachte Ben und verzog die Mundwinkel. Auf seine alten Tage entwickelte er scheinbar tatsächlich noch einen Hang zum Sarkasmus.

Ben hatte Judith und Lita gebeten, ihn hinaus in den kleinen und urgemütlichen Garten zu begleiten, wo er nun in einem Liegestuhl saß, fast begraben unter mehreren Lagen wärmender Decken, weil das Kältegefühl ihn unentwegt schlottern ließ. Ben wollte nachholen, was er in letzter Zeit so oft versäumt hatte – den simplen Reiz der Erde beobachten und ihre Schönheit noch einmal genießen. Und dabei Menschen in seiner Nähe haben, die er so sehr lieb gewonnen hatte. Mel

stand nicht bei ihnen; sie hatte nur den Kopf geschüttelt und angestrengt zu Boden geschaut, als könne sie Bens Anblick nicht ertragen. Dabei war ihre Stirn in tiefe Furchen gelegt und Ben nahm an, dass sie selbst jetzt, da alles zu spät war, über eine Lösung brütete. *Was für ein Mädchen*, dachte er, und er spürte, wie seine Augen feucht wurden.

Sie sprachen nicht viel. Ben lag bequem im Liegestuhl, sein Kopf verschwand beinah im hohen Kissenberg, die Decken hatte er bis zur Kinnspitze hochgezogen. Sie spendeten ihm zwar kaum Wärme, aber so war es ihm möglich, seinen Zerfall ein wenig besser zu verbergen. Als ob es darauf nun noch ankam.

Ruhig ließ er seinen Blick durch den kleinen Garten schweifen und prägte sich jedes bisher vernachlässigte Detail so genau wie möglich ein: das kleine himmelblaue Vogelbad aus Stein, das auf einem Baumstumpf stand; das verwirrende Muster, welches durch die rauen Steinplatten der Terrasse verlief; der Duft des Windes, der ihn streichelte, und seine stille und zaghafte Melodie. All das und noch mehr erfassten Bens Sinne, die im Gegensatz zu seinem zerstörten Körper in Höchstform waren und vor Energie zu vibrieren schienen. Am Himmel sah er den winzigen Punkt eines hoch fliegenden Flugzeugs dahingleiten. Welches Ziel mochten die an Bord befindlichen Menschen wohl haben. Was wollten sie dort? Welche Gedanken mochten ihnen im Moment durch den Kopf geistern?

»Es ist so schön hier«, sagte er leise. Er schaute auf

die aus Sonnenlicht und Schatten gezeichneten Karikaturen – eine verschwenderische Ansammlung von atemberaubenden Wundern – und schüttelte leicht den Kopf. »Ich werde es vermissen, das alles.«

»Nein«, widersprach Judith heftig, »sag so etwas nicht. Es ist zu früh für solche Worte. Wenn Stefan bald kommt, haben wir noch eine Chance. Du musst durchhalten, du musst ...«

»Judith ...«

»Du musst ...«

»Judith!«

Sie schwieg und schaute in das mumienhafte Gesicht eines Greises, ein Gesicht, in das sie früher – vor wenigen Tagen noch – mit Freude geschaut hatte. Nun kostete dieser Blick unglaublich viel Überwindung, in Bens eingefallenen Zügen stand all der Schmerz, den sie jetzt selber empfand; er saß wie ein böses, hinterhältiges Tier in ihr und wollte sie verschlingen. Ben tastete mit einer eiskalten Hand nach ihrem Gesicht und streichelte sie sanft. Sie zuckte nicht zusammen, als sie die Berührung seiner vor Kälte starren Finger spürte.

»Judith«, sagte er mit brüchiger Stimme, »hör mir zu! Und du auch, Lita.«

»Ich glaube nicht, dass ich das jetzt hören möchte. Und Lita möchte es auch nicht hören, nicht wahr?«

Die Agentin fuhr wie aus einem tiefen Schlaf hoch, als sie ihren Namen hörte. Sie war in den letzten Minuten sehr schweigsam gewesen. Es war Trauer, die ihr die Sprache verschlagen hatte, vermutete Ben, aber

er wusste es nicht mit Sicherheit: Ihr Gesicht war verschlossen, es verriet nichts. *Seltsam*, dachte er, *ich kenne die Frau kaum, aber es gibt ein Band zwischen uns, das uns miteinander verknüpft*. Er fragte sich, ob Lita das ebenfalls so empfand. Ein Gefühl durchzuckte ihn, und als er ihm nachspürte, erkannte er, dass es Trauer war. All die offenen Fragen, die in seinem Kopf steckten, würden niemals mehr beantwortet werden.

Lita nickte. »Sag, was du uns sagen möchtest.« Sie blickte zu Judith hinüber. »Lassen wir ihn reden, ja?«

Judith verzog das Gesicht und nickte schließlich.

Ben verzichtete auf ein Lächeln, weil er wusste, dass sein Gesicht dadurch nur noch grauenvoller erschien, es war dann pure hohlwangige, totenäugige Verzweiflung. »Es wird für mich keine Rettung geben, ich spüre den Tod mit jeder Minute näherkommen. Er ist so kalt, so furchtbar kalt. Es liegt dann an Stefan und auch an dir, Lita, den Kampf weiterzuführen. Was wir begonnen haben, müsst ihr weiterführen.«

Sie hörten ein schwaches Schluchzen von der Terrassentür her, dann eilige Schritte, die im Haus verklungen.

»Mel«, sagte Judith leise, die ihre Tochter im Haus verschwinden sah. »Es hat sie schwer getroffen.«

»Keine gute Zeit für uns alle«, murmelte Ben.

Verwirrt blickte Judith zu ihm hinunter und ihr entfuhr ein helles Lachen, als sie begriff, dass Ben einen Scherz gemacht hatte. Gleichzeitig schossen ihr heiße Tränen in die Augen; die Trauer in ihr wurde plötzlich übermächtig, als hätte sie nur auf ein Zeichen ge-

wartet. Sie empfand eine Leere, die sie verzagen ließ, sie zerrte an ihrer Zuversicht, die sie vielleicht bis eben noch empfunden hatte. »Ich will nicht, dass du stirbst«, sagte sie trotzig wie ein Kind. Sie blickte ihn wütend an und ballte ihre Hände zu Fäusten. Eine Träne lief an ihrer Wange entlang, sie funkelte im Sonnenschein wie ein Diamant.

»Judith«, sagte Ben betroffen, »nicht weinen.« Er strich behutsam mit einem Finger über ihre Wange und stoppte den Fluss der Träne. »Bitte ...«

Aus dem Haus waren plötzlich Stimmen zu hören und wenige Sekunden später trat Stefan Crenz auf die Terrasse, begleitet von Mel. Sein Gesicht war blass, beinah eingefallen, als hätte er seit Tagen keinen Schlaf gefunden.

»Da bist du ja endlich.« Judith ging zu ihrem Mann und umarmte ihn, während immer noch Tränen flossen. »Es ist alles so schrecklich.«

»Ja«, entgegnete Stefan. Er erkannte sofort, was der Grund ihres Aufenthaltes auf der Terrasse war. Ein Blick in Ben Fullers Gesicht verriet ihm alles. Er wollte auf seinen Kollegen zugehen, ihm Trost spenden, doch dann zögerte er mitten in der Bewegung. Die Sonne schien vom wolkenlosen Himmel und Stefan hatte Furcht, dass sein Schatten wieder jenes seltsame Eigenleben entwickelte, für das er während des Fluges eine Erklärung gefunden zu haben glaubte. Etwas Unglaubliches musste in den Paraforce-Räumlichkeiten geschehen sein.

Nachdem Stefan den Lichtfluter eingeschaltet hatte,

musste der beschworene Dämon Sprrygar in Stefans Schatten, der bis zum Bannkreis reichte, geschlüpft sein; wahrscheinlich nur eine Essenz, denn Stefan war ja Zeuge gewesen, wie der Körper des kleinen Dämons zurück in sein dunkles Reich ging. Aber Stefan zweifelte nicht daran, dass er nun ein unheilvolles Zwitterwesen war. Er spürte davon nichts, doch er war nicht sicher, ob dies ein gutes Zeichen war, denn so konnte er kaum etwas dagegen unternehmen. Wie sollte er der Gefahr Herr werden, wenn er sie überhaupt nicht wahrnahm?

Stefans erste Überlegung ging dahin, sofort in das Gebäude der Vereinten Nationen zurückzukehren und Baptiste von seinem Verdacht zu erzählen, doch dann hatte er sich dagegen entschieden. Zunächst musste er seinem Kollegen Ben Fuller beistehen und hoffen, dass der Dämonenschatten bis dahin keinen Schaden anrichtete. Nun jedoch war die Befürchtung groß, dass er mit seinem Zaudern alles nur noch schlimmer machte, als es ohnehin schon war. Nicht nur sich selber brachte er womöglich in Gefahr, sondern unter Umständen auch noch andere Menschen, vielleicht sogar seine eigene Familie.

Ben Fullers Gesicht war eine einzige Ruine; noch zerschlissener und älter als vor einigen Stunden sah es nun aus, dachte Stefan. Es konnte für seinen Kollegen keine Rettung geben; es sei denn, ein Wunder geschah.

»Wirkst nicht gerade optimistisch, mein Freund«, krächzte Ben und winkte ihn sacht zu sich. Diese Be-

wegung schien seine Kräfte bereits zu übersteigen; sein Arm fiel schlaff wie eine tote Schlange zurück auf die Decken.

»Haben nicht viel erreicht«, gestand Stefan. Er nahm Judiths Hand und drückte sie. Er spürte, wie sie ihn anstarrte, als erhoffe sie sich von ihm die Lösung aller Probleme. Er äugte zu seinem Schatten hin und bemerkte zu seiner Erleichterung, dass alles ganz normal schien. »Wir bleiben natürlich weiter am Ball, Baptiste sagte mir zu ...«

»Immer diese Behörden«, unterbrach Ben ihn und stieß ein röchelndes Husten aus. »Du weißt ja, wie langsam sie arbeiten. Ich befürchte, dass mir nicht mehr viel Zeit bleibt. Wenige Stunden, dann ist es vorbei. Dann hat es das Höllenweib tatsächlich geschafft. Gibt es wirklich keinen Weg zu ihr?«

Stefan zuckte mit den Schultern. »Nein, wir haben keine brauchbare Spur.« Er erzählte in knappen Worten, wie die Beschwörung verlaufen war. Sie hatten nichts, dachte er, während er seinem eigenen Bericht lauschte, und er spürte, wie zum Ende seines Berichtes jegliche Zuversicht aus seinen Worten schwand. Hilflos schaute er seine Frau an, dann Lita, doch in deren Zügen fand er keinen Trost.

»Ich ...«, setzte er an, doch sofort verstummte er wieder. Vor seinen Augen verschwamm für einen Moment die Welt, sie löste sich in Schlieren auf, verlor die Farben, und für einen endlosen Moment befürchtete er voller Panik, dass er erblindete. Dann verschwand der Eindruck und er fragte sich verblüfft,

was geschehen war.

»Stefan, was ist?«, fragte Judith, doch er vernahm ihre Stimme wie aus weiter Ferne.

»Alles in Ordnung. Mir ist nur ein wenig schwindelig. Ich ... ich komme gleich wieder.« Er wandte sich um und ging auf die Terrassentür zu, auf deren Schwelle Mel stand, die ihm schweigend Platz machte. Ihr Gesicht drückte große Sorge aus.

»Lass ihn«, sagte Ben mit müder Stimme, als Judith ihm folgen wollte. »Er kommt schon zurecht. Gib ihm ein wenig Zeit.«

Unsicher verharrte sie und blickte immer wieder von Ben zur Tür.

Sie schwiegen für eine Weile, Judith kam es so vor, als verschwendeten sie ihre Zeit. Es gab noch soviel zu sagen, doch etwas hielt sie ab, die Worte auszusprechen. Vielleicht ging es den anderen ganz genauso.

»Meinst du ...«, setzte Lita nach einigen Momenten an, doch was sie sagen wollte, erfuhren die Umstehenden nie, denn in diesem Augenblick kehrte Stefan wieder zu ihnen zurück. In seinen Augen war ein merkwürdiger Ausdruck, mit dem er zu ihnen schaute, Ben glaubte, Verbissenheit in ihnen erkennen zu können. Seinen rechten Arm hielt er dicht am Körper gepresst.

»Stefan?«, sagte Judith. »Was hast du? Was ist geschehen?« Sie ging einen Schritt auf ihn zu, verharrte dann jedoch auf der Stelle. Ihr eigener Mann kam ihr in diesen Sekunden unheimlich vor. Wie ein Fremder,

der in ihr Haus eingedrungen war. *Seine Augen, dachte sie, was ist denn mit seinen Augen geschehen?*

Stumm kam Stefan näher heran und blieb schließlich neben dem Liegestuhl stehen, die Haltung seines Körpers war wie im Krampf angespannt, als würde er eine Gefahr spüren, die nur noch nicht sichtbar war. Ben beobachtete seinen Kollegen aufmerksam. *Was war nur in ihm gefahren?*, überlegte er. Ein Windhauch fuhr über ihn hinweg und er spürte den aufrüttelnden Schauer der Kälte, der seinen Körper durchzuckte. Auf Stefans Stirn hingegen sah er Schweißperlen glitzern.

Plötzlich hob Stefan den rechten Arm und sie alle erblickten den Gegenstand, den er in der Hand hielt: Es war Bens Messer, das einst dem Totengeist gehört hatte. Die Klinge blitzte hell im Sonnenlicht auf.

»Stefan!«, schrie Judith auf. Der Schrei scheuchte eine Vogelschar auf und ein Hund begann aufgeregt zu kläffen. Mit einem Mal war ihr klar, welche Grausamkeit Stefan in seiner Besessenheit verüben wollte, aber es war zu spät, ihn daran zu hindern. Judith konnte nur voller Fassungslosigkeit dem Schrecken beiwohnen.

Einen Schweif aus grellem Licht hinter sich herziehend fuhr die Klinge, geführt von Stefans Hand, nieder und glitt in Bens Brust. Die Augen des wehrlosen Agenten weiteten sich voller Entsetzen. Panik und Schmerz wurden eins. Die seit Tagen in ihm tobende Kälte wich aus ihm, er spürte eine vernichtende Hitze in seinem Körper brodeln, sein heißes Fleisch um-

schloss den Stahl der Klinge. Er sah sein eigenes Blut den makellosen Stoff des Pyjamas tränken, den er trug, er konnte hören, wie das Messer unnachgiebig sein Fleisch zerriss. Im Licht der Sonne, das plötzlich erstarb und dunkel und dann schwarz wurde, erblickte er noch einmal Judith, in deren Gesicht sich starres Entsetzen eingegraben hatte. Er glaubte einen Schrei zu hören, vielleicht seinen eigenen.

Das Letzte, das er wahrnahm, war ein Erguss sinnloser Erinnerungen, die sein Hirn nun preisgab. Dann brachen seine Augen.

Ben war tot.

10

Für einen endlosen Moment war Judith unfähig, auch nur einen klaren Gedanken zu fassen. Bei dem, was sie zu sehen glaubte, konnte es sich nur um geträumten Unsinn handeln – das Blut und sein betäubend süßer Duft, die Leiche Bens und sein Mörder: alles billige Illusionen. Aber das Bild vor ihren Augen wich nicht, und langsam dämmerte ihr, dass es kein Traum und sie völlig bei Sinnen war. Aus Bens blutbesudelter Brust ragte der Griff des Messers, der immer noch von Stefan umklammert wurde. Stefans Augen waren vollkommen starr ins Nichts gerichtet und für einige Sekunden befürchtete Judith, dass auch ihr Mann nicht mehr am Leben war. Doch dann schalt sie sich eine Närrin. Er stand dort auf seinen eigenen Füßen, und wenn man genau hinsah, bemerkte man

leichte Regungen seines Körpers. Es steckte Leben in ihm, wenngleich unheiliges.

Sie hörte Stimmen im Hintergrund, die klagenden Worte verstopften ihr die Ohrgänge, doch sie nahm sie kaum bewusst wahr; ein einziges Surren und Wehklagen. *Lita oder Mel*, dachte sie beiläufig. Sie fand nicht die Kraft, sich nach ihrer Tochter umzudrehen, sie schaffte es einfach nicht, obgleich eine leise Stimme der Vernunft ihr sagte, dass sie sich um Mel kümmern müsste.

»Stefan, was ...« Judith schüttelte den Kopf. Kalte Verzweiflung rumorte tief in ihrem Leib, einem toten Kind gleich. »Was hast du getan?«

Stefan sagte nichts. Er schien sie nicht zu hören.

»Was hast du getan?« Nun schrie Judith ihre ganze Qual heraus. Es war ihr gleichgültig, dass möglicherweise Zeugen in den angrenzenden Gärten standen und dem Gezeter lauschten und ihre eigenen Schlüsse zogen. Sollten sie denken und glauben, was sie wollten; der Wahrheit kämen sie niemals nahe.

Sie schnellte mit einem Satz hinüber zu ihrem Mann und packte ihn an der Schulter. Sein Körper fühlte sich so starr und kalt an, als stecke er in einer Eisummantelung. Mit einem Aufschrei ließ Judith ihn los und taumelte voller Entsetzen zurück. Was geschah hier nur? Sie wagte nicht mehr, Stefan nochmals anzurühren.

Verzweifelt schüttelte Judith den Kopf. Dann blickte sie hilflos hinter sich, wo Lita stand, die ebenfalls nicht begriff, was hier vor sich ging. Vor ihr stand

Mel, die Hände der Agentin lagen auf ihren Schultern. Großäugig schaute ihre Tochter von ihrem Vater zu Ben, dann zu ihr. Judith schenkte ihr ein leises Lächeln, das ihr in diesen Sekunden so unpassend erschien wie Schneefall im Hochsommer. Sie vermied es, tröstende Worte zu rufen. Was hätte sie sagen sollen: *Alles in Ordnung?* Würde sie das jemals wieder sagen können?

Aus der Wunde in Bens Brust rann nur noch wenig Blut, ein dünner Strom war es noch, beinah zu vernachlässigen. Er lag mit geschlossenen Augen da, als wäre er in einen tiefen Schlaf gesunken. *Wenn es nur das wäre*, dachte Judith erschüttert, *wenn er nur wieder aufwachen würde*. Doch das würde nie wieder geschehen. Ein unsinniger Gedanke schoss ihr durch den Kopf: Nichts war endgültiger als der Tod. Von einer Sekunde zur anderen war alles anders geworden und ihr war klar, dass ihre Gedanken immer wieder zu schöneren und friedlicheren Momenten zurückkehren würden, genau wie die Zunge zum schmerzenden Zahn hinwanderte.

»Warum hast du das getan?« Ihr war nicht bewusst, dass sie die Frage stellte und gleich darauf wiederholte. Sie stellte sie immer und immer wieder, ein sinnloses und gespenstisches Verhör, weil sie keine Antwort bekam. Sie erinnerte sich an ein Erlebnis vor vielen Jahren, als sie noch ein kleines Kind gewesen war. Da hatte sie im Krankenhaus auf dem Bett ihres im Koma liegenden Onkels gesessen, mit dem Judith sich immer gut verstanden hatte, da er sie zum Lachen brin-

gen konnte wie kein anderer. Gelächter und Geschenke – das waren die Begriffe, die ihr durch den Kopf gingen, wenn sie heute an ihn dachte. Die Erwachsenen hatten ihr gesagt, dass er tief schlafen würde, aber alles, was sie ihm erzählte, könne er verstehen und später erwidern. Und in diesem Glauben hatte Judith, kaum sieben Jahre alt, von Dingen geschwätzt, die ihr gerade in den Sinn kamen, und es hatte sie nicht gestört, dass ihr Onkel nichts sagte oder lächelte, wie er es sonst zu tun pflegte. Er lag nur da, stumm und mit wachsbleichem Gesicht und fettigem Haar.

Nun war die Situation ähnlich: Ihr Geist, obschon wach und erwachsen, war zu naiv, das Schreckliche zu begreifen, er kam ins Straucheln bei dem Gedanken, dass Ben tot war. Sie benahm sich wie eine Siebenjährige.

Sie hörte ein leises, von tiefer Qual durchsetztes Seufzen, und als sie aufschaute, sah sie, wie Stefan zu zittern begann. Seine Zähne klapperten gegeneinander, dann begann er zu wanken. Judith versuchte ihn zu stützen, aber er war zu schwer, doch dann kam Lita hinzu und gemeinsam hielten sie ihn und verhinderten seinen Sturz auf den harten Boden. Den Griff des Messers ließ Stefan los.

»Legen wir ihn vorsichtig zu Boden«, schlug Lita vor. Ihre Stimme klang ruhig und gefasst, so als sei sie auf alles vorbereitet und keineswegs so verwirrt, wie Judith sich fühlte.

Eine Welle des Zorns durchfuhr Judith. Wenn das wirklich so war, warum hatte Lita dann die ganze Zeit

nichts weiter getan, als verblüfft dreinzuschauen und Mel zur Beruhigung die Schultern zu tätscheln? Warum blieb die ganze Last bei ihr, Judith, hängen?

»Wenn du meinst«, entgegnete sie knapp und, wie sie hoffte, mit einem ätzenden Unterton. Sie wusste nicht, ob Lita das wahrnahm.

Unschlüssig schaute sie auf Stefan hinab. Er schien ohne Bewusstsein zu sein, seine Augen waren geschlossen. Wie im Krampf schlossen und öffneten sich seine Hände. Was sah er hinter den geschlossenen Lidern? Es mussten furchtbare Bilder sein.

»Kannst du mich hören?« Judith beugte sich zu Stefan hinunter und schlug ihm leicht gegen die Wangen. »Liebling?« Sie runzelte die Stirn. War diese Anrede nun noch angebracht? Würde sie ihren Mann jemals wieder mit einem Kosenamen anreden können? War das für einen Mörder nicht ganz und gar falsch?

Stefan reagierte nicht auf ihre Worte, doch seine Bewusstlosigkeit konnte nicht sehr tief sein; zumindest glaubte Judith das. Die Frage, die sich nun stellte, war, warum er überhaupt die Besinnung verloren hatte. Was war geschehen?

Sie richtete sich langsam wieder auf. Die weißen Platten der Terrasse waren mit hingespritztem Blut besudelt; ebenso die Laken und Kissen auf der Liege.

»Wie konnte das nur alles geschehen?«, hörte sie sich leise ins Nichts fragen. Vielleicht trug der Wind ihre Worte fort, sodass sie irgendwo auf fruchtbarem Boden fielen, wo eine Antwort gedeihen konnte. Doch sie befürchtete, dass es für manche Fragen einfach kei-

ne Antwort gab.

Irgendwann, Judith wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war, entschlossen sie sich, Stefan ins Haus zu tragen. Er wollte einfach nicht aus seiner Ohnmacht erwachen und die Sorge um ihn wurde ständig größer. Zu zweit gelang es beiden Frauen, den Agenten ins Wohnzimmer zu tragen. Dort legten sie ihn auf die Couch. Sein Gesicht wirkte völlig eingefallen, als habe er an Substanz verloren in den letzten Minuten, und Judith befürchtete plötzlich, dass auch ihr Mann durch einen unheimlichen Zauber von diesem Virus, oder was immer es war, befallen war und im Zeitraffer alterte. Für einen Moment drehte sich die Welt vor ihren Augen.

Es war alles zu viel. Plötzlich fühlte sie eine unendliche Müdigkeit in sich aufsteigen und sie wollte nur noch schlafen. Und aufwachen mit der Gewissheit, dass alle Probleme beseitigt waren. Nicht mehr an Tod und Blut und Wahnsinn denken.

Sie spürte eine sachte Berührung an der Schulter. *Mel*, dachte sie, doch als Judith ihren Kopf wandte, erkannte sie, dass es die amerikanische Agentin war. Ohne dass es ihre Absicht gewesen wäre, wich Judith vor ihr zurück, und sie sah die Betroffenheit im Gesicht der jungen Frau. Ihre Reaktion war überzogen, doch Judith sah keinen Anlass, sich dafür eine Entschuldigung einfallen zu lassen.

»Judith ...«, begann Lita.

Unwirsch winkte Judith ab. »Sag mir endlich, was hier geschehen ist!«

Lita Ashton zuckte mit den Schultern. Man sah ihr an, wie unwohl sie sich fühlte. »Ich weiß es nicht, Judith, wirklich nicht. Ich bin genauso ratlos wie du.«

»Hör auf, mir einen solchen Unsinn zu erzählen! Sag mir endlich die Wahrheit. Ben ist tot, und Stefan, der ihn umgebracht hat, liegt ohne Bewusstsein auf der Couch. Sie sind beide Agenten von Paraforce. Und du bist es auch. Du musst doch wissen, worum es hier ging. Ich will von dir, dass du mir endlich alles sagst, verstehst du?«

»Aber ...«

»Was für eine Scheiße geschieht hier?«, schrie Judith. Sie war plötzlich wie von Sinnen und beinahe war es so, als würde sie sich während ihres Ausbruchs selber beobachten. »Sag es mir, Lita! Sag mir endlich die Wahrheit!«

»Mama!« Mel stürzte auf sie zu und griff nach den Händen ihrer Mutter. »Beruhige dich. Ich glaube nicht, dass Lita mehr weiß als wir. Sie hätte es uns doch sicher erzählt.«

Typisch Mel, dachte Judith und sie schluchzte auf, immer so überlegen und treffsicher in ihren Analysen. Es war fast beschämend, dass eine Zwölfjährige mehr Stärke an den Tag legte als ihre hysterische Mutter.

Du musst dich beruhigen, sagte sie sich, du musst dich jetzt beruhigen.

»Es ... es tut mir leid«, murmelte sie nach einer Weile. Sie drückte sacht die Hand ihrer Tochter, um ihr zu zeigen, dass sie wieder ganz bei Vernunft war. »Es war ein Fehler, das zu sagen. Bitte entschuldige, Lita.«

Die Agentin kam zu ihr hinüber und nahm sie in den Arm. Zuerst sträubte Judith sich gegen die tröstende Geste, doch dann ließ sie sie zu. »Ist schon in Ordnung, Judith. Ich bin dir nicht böse. Nach allem, was geschehen ist, kann man leicht die Nerven verlieren. Aber bitte, glaub mir, ich weiß wirklich nicht, was hier los ist, warum Stefan plötzlich ...« Sie unterbrach sich und wusste nicht weiter, dann setzte sie wieder an und fuhr fort, diesmal in geschäftsmäßigem Ton. »Wir müssen Paraforce informieren. Baptiste muss entscheiden, was wir jetzt tun sollen.«

Judith erwiderte leise: »Ich denke, wir müssen die Polizei anrufen.«

»Erst soll Baptiste seine Meinung äußern. Er wird wissen, was wir jetzt zu tun haben.«

»Wir?« Judith schüttelte ihren Kopf. »Aber ich gehöre doch gar nicht zu Paraforce, man kann dort nicht entscheiden, was ich zu tun habe, hörst du? Ich will nicht, dass man dort über mich entscheidet.«

»Aber Stefan gehört zu Paraforce und du als seine Ehefrau bist ebenfalls Teil des Ganzen. Du kannst nun nicht einfach aussteigen und sagen, dass du damit nichts zu tun hast. Hast du sehr wohl. Mag sein, dass dir das nicht gefällt, aber so ist es nun einmal. Stefan wäre übrigens meiner Meinung, da bin ich ganz sicher. Ich denke allerdings, jetzt ist nicht der rechte Zeitpunkt, darüber zu diskutieren. Wir machen es so, wie ich es gesagt habe.«

Judith starrte die Agentin eine Weile an. Sie glaubte ihren Ohren nicht zu trauen. Unschlüssig schaute sie

zu Stefan, dann zu ihrer Tochter. »Dann ruf doch den allmächtigen Baptiste an und kriech ihm in den Arsch, du verdammtes Biest!«, zischte sie wütend. »Ich muss raus hier!«

Brüsk wandte sie sich um und rempelte dabei ohne Absicht ihre Tochter an, der ein leiser Schmerzensschrei entfuhr.

Die sonnenüberflutete Terrasse kam Judith wie eine Oase inmitten einer öden Wüste vor. Sie flüchtete geradezu über die Schwelle und schnappte dort wie eine Ertrinkende nach Luft. Sie spürte die Wärme und wandte ihr Gesicht der Sonne zu. So blieb sie einige Sekunden stehen und versuchte, keinen Gedanken zuzulassen. Nicht an Ben denken, nicht an Stefan, nicht an Lita, die ihr nun wie eine Schlange vorkam, die alles durcheinanderbrachte. Vermutlich nutzte sie nun die Zeit, in den USA anzurufen.

Ihr wurde bewusst, dass die Gedanken wieder im Höchsttempo durch ihren Kopf rasten, und sie öffnete frustriert die Augen.

Ben lag in einer bequemen Stellung auf der Liege, seine Arme waren über den Bauch verschränkt. Seine Augen schienen ihren Blick zu erwidern. Judith runzelte die Stirn. Dann stieß sie einen leisen Schrei aus und taumelte einige Schritte zurück – fort vom Grauen, als sie begriff, dass Bens Augen vor wenigen Minuten noch geschlossen gewesen waren. Und das Messer, das zuvor in seiner Brust gesteckt hatte, war jetzt verschwunden.

»Hab keine Angst«, bat Ben nach einigen Sekunden, die Judith brauchte, ihre Nerven wieder einigermaßen unter Kontrolle zu bekommen. Er fand, sie sah aus, als habe sie einen Geist gesehen, was der Wahrheit aus ihrer Sicht der Dinge auch verdammt nahekam. »Ich bin es wirklich. Alles ist gut, glaub mir.« Er streckte eine Hand nach ihr aus. Selbst diese kleine Geste fiel ihm äußerst schwer; sein Gesicht verzog sich vor Anstrengung. »Komm her zu mir.«

»Aber wie kann das sein?« Judith schluckte. In ihrem Kopf war ein Brausen, Freude und Panik, die sich vereinigten. Ihr Blick ruhte auf Bens blutverschmier-tem Pyjama. »Du warst tot, vorhin warst du doch tot.« Langsam, zögernd kam sie näher zu Ben und betrachtete ihn argwöhnisch. Wie konnte es sein, dass er sein verlorenes Leben zurückerobert hatte?

Ben wandte den Kopf und schaute zur Terrassentür.

»Ben?«, fragte Mel mit fassungslosem, beinahe geschocktem Blick. Hinter ihr tauchte, angelockt von den Stimmen, Lita auf.

Mel stürzte auf ihn zu und fiel vor der Liege auf die Knie. »Mein Gott, du lebst?«, fragte sie. »Aber du warst doch ...«

»Vorsicht, Mel!«, rief Judith instinktiv ihrer Tochter zu. »Du weißt nicht, was geschieht, wenn du ihm zu nahe kommst.«

Mel wandte sich um und betrachtete ihre Mutter, als habe sie ihren Verstand verloren.

»Alles ist in Ordnung, wirklich.« Ben hob mit einer Geste, die seine Harmlosigkeit ausdrücken sollte, beide Arme. Er verstand Judiths Sorge recht gut, denn was sollte man von einem Menschen erwarten, der von den Toten zurückgekehrt war. *Nichts Gutes*, dachte er. Und tatsächlich: Konnte er denn wirklich ausschließen, dass alles in Ordnung war? Vielleicht steckte irgendwo in ihm ein Unhold, der jederzeit erwachen konnte.

»Entschuldige, Ben«, murmelte Judith. »Ich wollte nicht ...«

»Nein«, entgegnete Ben sanft, »ich weiß. Ich habe euch einiges zu berichten, zumindest jenen Teil, den ich erklären kann. Vieles entzieht sich leider meiner Kenntnis. So gut wie alles, um ehrlich zu sein. Wo ist denn Stefan? Er sollte auch hier sein, denke ich.«

Lita sagte: »Er ist drinnen, Ben. Er ist im Moment ohne Bewusstsein, weil er ... er ...«

»Verstehe«, entgegnete Ben. »Das erklärt einiges.« Er lachte auf. »Nun, er ist unpässlich, aber mein anwesendes Publikum hat natürlich dennoch Anspruch auf die Erklärung.« Sein Lachen ging in einen Husten über, der seinen Körper erbeben ließ und an den raselnden Laut einer leeren Farbdose erinnerte, die geschüttelt wurde.

»Ben, ist alles in Ordnung?«, fragte Judith besorgt.

»Kein Sorge, es geht schon wieder. So ein kleiner Husten haut mich nicht um. Übrigens wird Stefan gewiss bald wieder auf den Beinen sein, da bin ich mir sicher.« Ben richtete sich ein wenig auf. Obschon er

wieder unter den Lebenden weilte, war der Tod nicht von seiner Seite gewichen. Ben wirkte nicht jünger, nicht gesünder, nicht stärker. In seinem eingefallenen Gesicht zuckten Schmerz und Todesschatten, das Jenseits forderte immer noch sein Recht ein.

Judith setzte sich zu ihm auf den Rand der Liege und ergriff seine kalte Hand. Mit der anderen zog sie Mel zu sich heran.

»Stefan hat mir, so seltsam es sich anhören mag, das Leben gerettet. Er – und das Messer. Der Klinge muss eine unheimliche Kraft innewohnen, ich habe sie gespürt, als sie sich in meinen Körper bohrte. Es war unheimlich und gleichzeitig doch auch faszinierend. Das Messer hat mich getötet und zu neuem Leben erweckt.« Er senkte seinen Blick und linste rechts und links an seiner Liege vorbei zu Boden. »Wo ist es denn eigentlich?«

Judith zuckte mit den Schultern. »Das wissen wir nicht. Es scheint verschwunden zu sein. Als wir Stefan ins Haus trugen, war es noch da. Es befand sich ... es steckte ... in deiner ...«

»In meiner Brust«, half Ben nach und verzog sein Gesicht zu einem Lächeln. »Das Messer steckte in meiner Brust. Ja, ich erinnere mich.«

»Ja«, murmelte Judith, »es war so schrecklich.«

»Und jetzt ist es verschwunden. Nun, es wird schon eine Bedeutung haben, nehme ich an. Wir werden die Erklärung schon finden. Es diente in dem Moment wohl als eine Art Katalysator, mittels dem ich Stefan ein wenig von seiner Lebensenergie stehlen konnte.

Instinktiv hat er richtig gehandelt, als er das Messer nahm und es mir in die Brust stieß. Denn ich nehme an, nur so konnte es funktionieren. Natürlich stelle ich mir die Frage, wie er auf diesen Gedanken kommen konnte. Woher wusste er, was zu tun war? Auch ich wäre nicht daraufgekommen, obwohl ich ja durchaus eine Ahnung von der Macht des Messers hatte.« Ben blickte nachdenklich drein. »Wie konnte er darauf kommen?«

»Wir fragen ihn einfach, wenn er wieder bei Bewusstsein ist«, schlug Mel vor. Sie kam zögernd näher an die Liege heran; in ihrem Gesicht standen unausgesprochene Fragen. »Dann ist es also ausgestanden?«

Mit niedergeschlagener Miene schüttelte Ben den Kopf. »Nein, ich befürchte, es ist ganz und gar nicht ausgestanden. Bhelchiinah wird merken, was geschehen ist. Ihr muss es so scheinen, als habe man ihr eine Seele gestohlen. Das wird ihr nicht gefallen; es ist also gut möglich, dass sie bereits nach mir sucht, um endlich ihr Werk zu vollenden. Um sich zu nehmen, was ihrer Meinung ohnehin ihr gehört. Beinahe habe ich das Gefühl, dass sie bereits auf der Suche nach mir ist. Zwischen ihr und mir gibt es eine Verbindung; zumindest fühlt es sich so an.«

»Demnach bedeutet dies, dass der Prozess des Alterns also nicht umgekehrt ist«, vermutete Lita. »Du wirst nicht wieder jünger, das würde erst geschehen, wenn Bhelchiinah vernichtet ist. Immer noch am Abgrund, ja?«

Ben nickte. Sein blasses Gesicht hob sich kaum von

der Farbe des Kissenbergs unter ihm ab. »So ist es, glaube ich. Ich weiß nur nicht, wie wir ihr beikommen sollen, wenn sie mich wirklich aufsucht.«

In Litas Gesicht stand der Hauch eines boshaften Lächelns, als sie entgegnete: »Aber das ist es doch, was wir uns gewünscht haben, nicht wahr? Sie wird uns nicht noch einmal überraschen können. Diesmal wird die Bestie für ihre Taten büßen.«

»Unterschätze sie nicht«, warnte Ben. »Dieses Höhlenweib ist verflucht mächtig. Ich habe nichts gegen sie ausrichten können.«

»Du musst dir keine Sorgen machen«, erklärte Lita. »Mich kann Bhelchiinah nicht bezirzen. Da müsste schon der Teufel persönlich kommen.«

Die Dunkelheit kam, und mit jeder Nuance, um die das Tageslicht schwächer wurde, drang ein Hauch Kälte und Verderbnis in das Haus ein, in dem Lita und Stefan im schwachen Licht einer einzelnen Lampe auf die Ankunft der Dämonin warteten. Oder war sie bereits da? Manchmal hörte Lita Geräusche, die sie nicht zuordnen konnte.

Judith und Mel waren nicht im Haus, sie übernachteten bei einer befreundeten Familie; Ben war in seinem Zimmer im oberen Stockwerk. Vermutlich schlief er. Seine Wiedererweckung hatte ihm, so schien es, jegliche Kräfte aus den klapprigen Knochen gesogen. Schlafen, murmelte er, bevor er sich von ihnen verab-

schiedete, er wolle einfach nur schlafen. Lita konnte es kaum erwarten, seinen Bericht aus dem Reich des Todes zu hören. Was hatte er dort gesehen, war er in der Lage, einen Zipfel des Geheimnisses zu lüften? *Wenn diese Geschichte ans Tageslicht gelänge, dachte sie, dann würde Ben keine ruhige Minute mehr haben. Jeder würde seine Fragen auf ihn abschießen. Sofern er diese Nacht überstand.*

Die Atmosphäre im dunklen Wohnzimmer ließen Litas Nervenenden vibrieren. Sie warf häufig einen Blick zu Stefan Crenz hin, der reglos in einem Sessel saß und schon seit einer Weile keinen Laut mehr von sich gegeben hatte. Wie versteinert saß er in den Polstern; sein Verhalten kam Lita merkwürdig vor, doch sie wollte sich an diesem an Merkwürdigkeiten so reichen Tag nicht mit diesem Problem beschäftigen. Vielleicht, so sagte sie sich zur Beruhigung, hatte seine Schweigsamkeit mit seiner Ohnmacht zu tun.

Als er endlich wieder bei Bewusstsein war, hatte er sich lediglich an Fragmente der Geschehnisse erinnern können, jedoch nicht daran, dass er Ben das Messer in die Brust und seinem Kollegen auf diese Art das Leben gerettet hatte. Seine Gesichtszüge entglitten vor Schreck, als Judith und Lita es ihm erklärten. Selbst die Tatsache, dass er richtig gehandelt hatte, trug nicht zur Beruhigung seiner geschundenen Nerven bei. Immer noch schwebte die Frage unausgesprochen im Raum: Wie war Stefan auf diese Idee gekommen? Ihr war klar, dass er dabei nicht klaren Verstandes gewesen sein konnte. Sie nahm sich vor, diesen Punkt in

Zusammenarbeit mit ihren Kollegen bei Paraforce zu erörtern. Professor Singh wusste vielleicht eine Antwort. Man konnte dem Inder einiges nachsagen; mangelndes Wissen jedoch ganz gewiss nicht.

Ein leiser Seufzer entschlüpfte ihr. Beinahe sehnte sie die endgültige Konfrontation herbei. Es handelte sich zwar nicht um ihren ersten Einsatz, aber gewiss um ihren größten und vermutlich auch gefährlichsten, und sie war immer noch verwundert darüber, dass Baptiste ausgerechnet ihr diesen Job gegeben hatte. Wollte er, dass sie endlich aus dem Schatten ihrer Kollegen hervortrat? Wenn es so war, dann wollte sie ihn nicht enttäuschen.

Ihr Vater war stets um ihre Integrität besorgt gewesen; dieses Wort hatte sie bereits als Fünfjährige aufgeschnappt. Lernbereitschaft war das oberste Prinzip, um das es im Leben ging; danach folgten Aufrichtigkeit und Gehorsam. Das waren, neben ihrem Vater, die Götzen, für die Lita früh zu leben lernte. Es brachte Vorteile mit sich: Wenn es darum ging, Prüfungen zu bestehen, war sie stets die beste von allen. Versagen war ihr fremd, und als sie eine Halbwüchsige war, blickte sie auf alle Menschen, die gescheitert waren, mit einer gewissen, manchmal nicht zu leugnenden Verachtung nieder. Scheitern, sagte sie sich damals, wengleich nur leise zu sich selber, war eine Krankheit.

Dies war nicht mehr ihr heutiger Standpunkt; dies lag vor allem am qualvollen Sterben ihres Vaters. Sie hatte ihn nie weinen und verzweifelt gesehen, doch

der nahende Tod brachte ihn dazu, seine Maske vom Gesicht zu reißen, sodass Lita ihren wahren Vater sah. Der Demaskierte besaß sehr wohl Schwächen; Angst war nur eine davon, Scham eine andere.

Man konnte sagen, der Tumor, der in seinem Kopf wütete, machte aus ihm einen anderen Menschen, der sich seiner Angst endlich bewusst wurde und sich ihr stellte. Leider war diese Erkenntnis nur von kurzer Dauer, denn der Krebs fraß sich mit atemberaubender Geschwindigkeit durch die gesunden Zellen, als habe er eine Rechnung offen. So blieben Lita von ihrem *neuen* Vater nicht viele Erinnerungen und die meisten hatten mit Tränen und mit unverständlichem Gestammel zu tun. Erst als er kalt und längst unter der Erde war, wurde Lita bewusst, dass er eine Botschaft für sie hinterlassen hatte, wenngleich eine unausgesprochene: Scheitern war keine Krankheit. Er selbst war am Krebs gestorben und er hatte seine Niederlage nach allen Regeln der Kunst bejammert, doch machte ihn das letzten Endes nicht gar zum besseren Menschen? Zu einem Menschen, an den man sich gern entsann, dem man auch Jahre nach dem Tod noch hinterherheulte. Zum Teufel, hatte sie eines Tages gedacht, und der Gedanke kam so fix, als hätte jemand einen Schalter umgelegt, war das nicht die wahre Integrität?

Ein Schauer durchfuhr sie, als ihre Gedanken Richtung Vergangenheit leerliefen. Sie konnte sagen, sie hatte ihr Leben bislang gut gemeistert, ihr Lebenslauf war blütenrein und ohne Makel, und es war ihr Ziel, ihren Weg auch bei Paraforce zu tun. Sie hatte sich

ganz bewusst für einen Job entschieden, der Scheitern nicht duldete. Hier war Scheitern oftmals ein Synonym für Tod. Manchmal fragte sie sich, wem sie mit ihrem Engagement mehr beweisen wollte; sich selbst oder dem Geist ihres Vaters. Vielleicht war es auch nur ein Spiel mit dem Feuer, das auf sie einen unwiderstehlichen Reiz ausübte. Immer nah dran am Scheitern, doch bislang war sie am Ende immer noch auf die sichere Seite der Linie gefallen.

Und heute?

Lita schloss die Augen und malte sich aus, wie es wäre, in dieser Nacht zu sterben, niedergestreckt durch eine rachsüchtige Dämonin. Das Bild, das vor ihrem inneren Auge entstand, blieb erschreckend vage. Blasse Konturen, die sie sah, viele Schatten und Schlieren und mittendrin lag sie, Lita. Ihr Atem beschleunigte sich, als sie feststellte, dass sie ihr eigenes Gesicht nicht erkennen konnte. Sie sah Augen, Nase und Mund, doch nichts davon erinnerte an Lita. Sah sie sich tatsächlich so – als nahezu gesichts- und konturloses Wesen, das herumgeisterte und der Welt verzweifelt zu gefallen versuchte?

Mein Gott, dachte sie, aufrichtig erschüttert von ihrer scheinbaren Selbsterkenntnis.

Erleichtert atmete sie auf, als sie Stefans Wispern hörte: »Sie ist da. Die Dämonin ist im Haus. Man kann sie spüren.«

Die Stille um sie herum war wieder schwer und erdrückend wie Blei, durch das spärliche Licht der einzelnen Lampe waren Schatten entstanden, die Lita nie gesehen hatte. Sie wirkten wuchtig, als wären sie ihren körperlosen Zustand satt geworden. Lita fühlte sich beobachtet, auch wenn sie außer Stefan niemanden in ihrer Nähe sah. Es fühlte sich an, als würde jemand – oder etwas – ihre erschrockenen und aufgepeitschten Gedanken lesen und sich dran erfreuen. Sie zwang sich zur Ruhe, doch wie wenn ihre Sinne Spaß am Adrenalin gefunden hätten, sah sie wieder jenes Bild von vorhin vor sich: ihr hingestreckter Körper, kalt und tot.

Schluss jetzt!, befahl sie sich. Panik war immer ein schlechter Ratgeber, und es kostete sie unglaublich viel Mühe, sie zurückzudrängen. Sie durfte jetzt nicht die Nerven verlieren. Langsam drehte sie ihren Kopf und beobachtete jeden Schatten, der groß genug war, jemanden zu schützen. Niemand war darin verborgen, glaubte sie. Sie überlegte, ob sie mehr Licht machen sollte, entschied sich jedoch dagegen.

»Bleib ruhig«, flüsterte Stefan, und Lita zuckte beim rauen, aber vollkommen ruhigen Klang seiner Stimme zusammen.

War nicht auch in seiner Nähe, direkt neben ihm, ein Schatten, der sich bewegte? Sah er das denn nicht? Sie wollte ihn darauf hinweisen, ihn warnen, doch kein einziges Wort drang über ihre Lippen, die wie versie-

gelt waren.

»Sie kommt«, murmelte Stefan.

Die nächsten Minuten zerrannen zäh, und ihr kam es so vor, als stecke sie in einem endlosen Albtraum fest. Fest umklammerte sie ihre Pistole. Ob sie ihr helfen würde, wusste sie nicht.

»Endlich im Haus der Dämonenjäger!«

Die Stimme troff vor Spott und durchzuckte Litas aufgepeitschten Verstand. Es war, als würde sie in einem Fluss stehen, der sie nach vorn trieb, eine hypnotische Kraft ging von der Stimme aus. Sie war so unwiderstehlich wie der Anblick eines Messias. Man konnte nur auf die Knie fallen und der süßen Stimme huldigen.

Verzweifelt kämpfte Lita gegen den vernichtenden Bann an, doch genauso hätte sie mit einem stumpfen Bleistift auf einen Killerwal einstechen können.

»Es ist so dunkel hier wie in der Hölle. Mir zu Ehren?«

Lita hatte Bens Beschreibung gehört und sie in Erinnerung behalten, und als sie Bhelchiinah sah, war ihr der Anblick bereits vertraut. Sie war tatsächlich atemberaubend schön, für einen Mann musste sie eine Herausforderung an seine aufgepeitschte Libido sein. Ihr hüftlanges goldfarbenedes Haar glänzte im Dämmerlicht. Sie trug ihr weißes Kleid, unter dessen dünnem Stoff die Form ihres verlockenden Körpers sichtbar wurde.

Sie hörte Stefan etwas murmeln, doch Lita vergeudete keine Zeit, zu ihm hinüberzusehen oder seinen

Worten zu lauschen.

»Ich sehe, ihr seid nicht überrascht«, sagte Bhelchiinah, »ihr habt mich erwartet.« Es klang weniger nach einer Frage als nach einer Feststellung.

»Ja«, entgegnete Lita knapp und versuchte, ihre Angst, so gut es ging, zu verbergen. »Du bist Bhelchiinah.«

Die Dämonin nickte. In ihren dunklen Augen leuchtete ein faszinierendes Feuer, das Lita lockte und ihren Sinnen schmeichelte. Sie setzte diesem hypnotischen Funkeln ihre ganze Willenskraft entgegen – und zuckte vor Schmerz zusammen. Es war, als hätten Widerhaken an ihrem Hirn gerissen. Der Bann der Dämonin bündelte Litas Widerstand wie einfallendes Licht, das auf einen Spiegel traf, und nutzte sie als Waffe gegen sie selbst.

Bhelchiinah verzog ihren Mund zu einem spöttischen Lächeln, als wüsste sie bereits von der Niederlage der Anwesenden. »Ich bin gekommen, um mir zu holen, was mir zusteht: die Seele des Verräters. Er ist hier, ich kann ihn spüren. Er war stark, als ich ihn sah, und nun ist er schwach. Aber er lebt.«

»Er lebt, und er wird am Leben bleiben.« Zum ersten Mal war es Stefan, der sich zu Wort äußerte. Seine Stimme klang unsicher, als wolle seine Zunge ihn ob der Worte verspotten.

»Wer möchte ihm das garantieren?«, spottete Bhelchiinah. »Etwa ihr beide? Eine jämmerliche Frau und ihr Schoßhund? Er kann nicht am Leben bleiben; er hat seine Seele verloren.«

»Nicht verloren«, korrigierte Lita, »du hast sie ihm genommen.« Sie wunderte sich, woher die Kraft kam, durch welche sie in der Lage war, mit der Dämonin zu reden, und das auf eine wenig respektvolle Weise. Hatte Bhelchiinah den Bann in Litas Kopf gelockert? Es schien beinah so, doch Lita wusste nicht, ob dies ein gutes Zeichen war.

»Sei nicht kindisch. Du weißt, wer ich bin. Ich brauche Seelen, ich brauche sie, um mein Reich zu erhalten und zu nähren. Du kannst mir nicht zum Vorwurf machen, dass ich wildere. Ihr handelt nicht anders – und wer richtet euch?«

»Jage in deinem Reich! Töte deinesgleichen!«

Die Dämonin lachte schallend auf. »Sag mir, warum sollte ich auf süße Menschenseelen verzichten? Sie sind so süß – so voller Glaube und Hoffnung und im Überfluss vorhanden. Der Höllenkaiser selbst könnte nicht genussvoller sein. Sag mir, woher dein Unmut rührt. Was ist so besonders an diesem Mann?« Nach kurzem Zögern fragte sie spöttisch: »Sollte es etwa die Liebe sein, die deinen Widerstand nährt?«

»Nein«, sagte Lita.

»Wirklich keine Liebe?«

»Was geht dich das an?«

»Deine Antwort könnte mir die Entscheidung erleichtern, ob ich ihn freigeben soll oder nicht.«

»Du wirst es nicht tun, ganz gleich, wie die Antwort lautet.«

»Du bildest dir tatsächlich ein, Dämonengedanken zu kennen? Kennst du mich wirklich so gut?« Das

Wesen hob mahrend einen Finger. »Ich glaube, du bist mir nur deshalb die Antwort auf meine Frage schuldig geblieben, weil du deinen eigenen Gefühlen nicht traust. Du bist dir selbst fremd, aber dein blinder Glaube lässt nur den Schluss zu, ich sei eine blutrünstige Bestie, nicht wahr? Wie dumm und wie unvorsichtig. Soll ich dir meine Gedanken offenbaren? Du bist eine Frau, vielleicht besitzt du tatsächlich die Gabe, sie zu verstehen – vorausgesetzt, dein Hirn wird nicht pulverisiert. Wenn du sie wirklich kennenlernen möchtest«, sagte Bhelchiinah und ihre Stimme wurde plötzlich leise und fordernd, »dann komm näher und lies sie. Kommt beide!«

Lita spürte, dass ihre eigenen Gedanken plötzlich nichts mehr wert waren; sie waren nur noch verstörte Hilferufe aus dem Dunkel. Sie starrte in Bhelchiinachs funkelnde Augen und ging auf sie zu.

Aus den Augenwinkeln bemerkte sie, dass auch Stefan sich der Dämonin näherte. In seinen Augen funkelte Begierde, sein Gesicht war zu einer Grimasse erstarrt, die ihm etwas Irrsinniges verlieh.

»Ich hatte noch nie eine Frau in meinem Bann, weißt du?« Die Stimme der Dämonin drang nur teilweise in Litas Bewusstsein vor. In ihrem Kopf herrschte blindes Chaos. Sie sah Bilder, die sie nicht sehen wollte, Bilder aus der Hölle, Bilder aus dem Nichts, sie waren voller Blut und ausgeweidetem Fleisch. Scheußliche Dämonen, die über Menschen herfielen und sie fraßen. Wesen, die in Betten aus dampfenden Eingeweiden schliefen und gelegentlich hervorkrochen, um

neues Unheil zu stiften. Dann kehrten sie zurück, gesättigt und roh lächelnd, und schliefen erneut. Lita sah seltsame, annähernd menschengroße Insekten, deren Weibchen unablässig damit beschäftigt waren, Eier zu produzieren und aus ihrem Leib zu schleudern. Kinder wurden geboren, schon der erste Blick, den sie wagten, war boshaft und mit Schuld behaftet. Da war ein Kerker voller Menschen, in deren Gesichtern, sofern sie noch nicht vom Knochen genagt worden waren, unerträglicher Schmerz geschrieben stand. Sie dienten als Sklaven und als Spielzeug und zum bitteren Schluss, wenn sie auch die letzten Reserven aufgebraucht hatten, als Nahrung.

Sie warf einen Blick in Bhelchiinahs schier unendliches Reich. Dort wanden sich ohne Ausnahme Männer auf dem Boden, der mit ihrem Blut getränkt war. Lita konnte nicht sagen, ob sie leibhaftig waren; vielleicht gelang es der Seelendiebin, aus der Essenz der Seelen neue Körper zu formen. Immer wieder öffneten sich ihre Münder zu Schreien, aber Lita konnte ihre Stimmen nicht hören. Wie viele mochten es sein?, überlegte sie. Tausende? Zehntausende? Es war eine zahllose Masse blutüberströmten, vor Schmerz gekrümmten Fleisches, Glied reihte sich an zerschlitzztem Glied. Und Lita konnte nicht den Anfang und das Ende dieses schrecklichen Reiches sehen. Die Männer, die von einer unsichtbaren Kraft am Boden gehalten wurden, waren Bhelchiinahs Opfer, obgleich ihre Körper zuckten, waren sie längst tot – Lita sah es an ihren Augen, die glanzlose schwarze Flächen waren, seelen-

lose Kreaturen nur noch, einzig für den Zweck bestimmt, Schmerz bis in alle Ewigkeit zu erdulden – und vielleicht Bhelchiinahs spöttisch blickende Augen zu erfreuen.

»Du wirst die erste Frau sein, die meinem Heer toter Männer Gesellschaft leistet. Sie werden erfreut sein, dich in ihren Kreis zu schließen. Es würde ihr Dasein erträglicher machen.«

Lita sträubte sich, aber sie wurde wie von Stahlklammern gehalten, die ein Entkommen unmöglich machten. *Aus!*, gellte eine traurige Stimme in ihrem Kopf. Bhelchiinahs Kraft war der ihren haushoch überlegen. Sie warf einen Blick zur Seite und fand Stefan Crenz. Was er sah, gefiel ihm, die Kraft der Dämonin war ausreichend, um auch ihn zu lähmen.

»Wehr dich nicht«, hörte sie Bhelchiinahs Stimme. »Vergeude nicht deine letzten Kräfte. Ich möchte dich ganz und gar genießen.«

Heiße Lippen umschlossen Litas vor Schmerz und Leid stöhnenden Mund, und sie spürte etwas ebenso Heißes, Feuchtes rücksichtslos in sie eindringen – die Zunge der Dämonin, die tief in ihr nun nach ihrer Seele tastete, nach der sie so sehr gierte. Lita gab ihren Widerstand auf; wie eine federleichte Puppe hing sie an Bhelchiinah, die sie wie eine gute Freundin umarmte.

Durch einen blutroten Schleier, der vor ihren Augen tanzte, glaubte sie, unter den vielen Schatten im Zimmer einen gesehen zu haben, der sich nun regte und auf sie beide zukam, aber so sehr sie sich auch be-

mühte und mit den Augen blinzelte, das Bild wurde nicht deutlicher. Dann hatte die Todesbotin ihre Seele ertastet – und dem Verlust folgte ein Schmerz nach, der ihr alle Sinne raubte.

Bhelchiinah stieß einen zornigen Schrei aus, als sie rüde fortgestoßen wurde. Das Opfer wurde ihr aus den Händen gerissen; es stürzte zu Boden und schlug hart mit dem Hinterkopf gegen eine Tischkante. Wütend fuhr Bhelchiinah herum und suchte nach dem Angreifer, doch sie fand ihn nicht. Ihr Blick fiel auf Stefan Crenz und sie schüttelte voller Überraschung den Kopf. Niemand anders als er konnte für den Angriff verantwortlich sein, doch sein entrücktes Gesicht bewies ganz eindeutig, dass er sich immer noch unter ihrem Einfluss befand und keinen eigenen Willen mehr besaß. Und doch ... Die schönen Augen der Dämonin weiteten sich. Und doch tastete seine rechte Hand ungeschickt nach einem Halfter und hielt Augenblicke später eine Pistole in der Hand.

Sein Schatten, erkannte sie da. Mit seinem Schatten stimmte etwas nicht. Nur eine Lampe war eingeschaltet, aber ihr spärliches Licht genügte, um zu erkennen, dass der Schatten des Mannes unruhig zuckte und sich wand, als habe er ein Eigenleben entwickelt. Bhelchiinah suchte nach einer Erklärung, doch sie fand keine. Irgendetwas geschah, worauf sie nicht gefasst war, sie wurde hier mit Dingen konfrontiert, für

die sie keine Erklärung fand; diese Erkenntnis lähmte sie für einen Moment.

Sie blickte in das Mündungsloch der Pistole; ein Anblick, der sie normalerweise zu einem spöttischen Lachen veranlasst hätte, doch diesmal war ihr nicht danach zumute. Ein Gefühl brodelte und zischte in ihr, das ihr ansonsten vollkommen fremd war: Angst.

»Du wirst nicht auf mich schießen«, sagte sie in einem leidenschaftslosen Ton, der beweisen sollte, dass sie vollkommen ohne Furcht war. »Du bist nur ein kleiner, hilfloser Mensch und stehst immer noch unter meinem Einfluss. Lass die Waffe fallen.«

Ein Ächzen drang aus Stefans Mund, seine Mundwinkel zitterten, als sei sein Mund mit Würmern gefüllt, die nach draußen drängten. Doch die Waffe hielt er eisern weiterhin auf die Dämonin gerichtet.

»Lass sie fallen!«

Bhelchiinah trat einen Schritt auf Stefan Crenz zu, die rechte Hand fordernd in seine Richtung gestreckt. Aus den Augenwinkeln erkannte sie, dass Lita sich langsam wieder auf die Füße erhob und mit starrem Blick der Szene folgte.

»Stefan«, murmelte Lita leise und kaum hörbar, »erschieß sie.« Schon diese wenigen Worte zerrten an ihren Kräften und sie fragte sich, wie es überhaupt möglich war, dass Stefan Crenz die Waffe auf die Dämonin richten konnte. Zumindest sie, Lita, besaß diesen Willen nicht; sie fühlte sich leicht und leer. Wie ein mit Luft gefüllter Sack. Selbst jetzt, obzwar sie nicht mehr dem direkten Willen Bhelchiinahs unterlag,

konnte sie kaum handeln, sondern bestenfalls der Szene als eine wie im Schock erstarrte Zeugin beiwohnen. Sie konnte nicht fliehen, nicht schießen, nicht schreien; nur schauen und auf das Unvermeidliche warten.

Blut strömte plötzlich aus Stefans Nase, als sei die Kraft, die auf ihn einwirkte, zu stark für seinen Körper. Als würde er von innen zerrissen, wenn er dem Druck nicht nachgab.

»Du hast keine Chance, mein Lieber«, flüsterte Bhelchiinah, »also mach es dir doch nicht so schwer. Reiz mich nicht, sag ich dir. Ich bin in der Lage, dir schlimme Dinge anzutun, und ich tu es auch, wenn du nicht gehorsam bist. Ich sag es dir noch einmal: Lass die Waffe fallen!« Unentwegt behielt sie seinen Schatten im Auge, aber der verhielt sich im Moment ruhig.

Wieder drang ein Ächzen aus Stefans Mund, lauter diesmal, und es schien, als wolle er etwas sagen, doch dazu kam es nicht mehr. Mit einem lauten Poltern fiel seine Pistole auf den Boden. Und Stefan folgte ihr einen Moment später. Zitternd und lallend lag er zu Bhelchiinachs Füßen. So gab er ein besseres Bild ab, dachte Bhelchiinah. Sie empfand Erleichterung.

»Brav.« Die Dämonin lachte und tätschelte Stefans Hinterkopf. »Bist ein guter Junge.«

»Er vielleicht«, drang eine Stimme aus dem Dunkel zu ihr hinüber, »ich aber nicht!«

In der nächsten Sekunde hallte das Dröhnen eines Schusses durch das Haus.

Ben Fuller stand auf der obersten Stufe der Treppe und umklammerte mit einer Hand krampfhaft das Geländer, während er schwankend und mit seinen Kräften am Ende auf seinen Füßen stand. In der anderen Hand hielt er seine Glock 35, mit der er auf die Dämonin geschossen hatte. Ein wenig schurkenhaft, denn die Attacke kam ohne Vorwarnung und aus dem Hinterhalt. Aber auf eine lange Auseinandersetzung wollte er sich nicht einlassen; er wusste nur zu gut, wie sie verlaufen wäre.

Bhelchiinahs Körper blähte sich geradezu auf, als die Vernichtungswelle, die einer Explosion gleichkam, sich in ihm entfaltete. Sie öffnete ihren Mund und zunächst drangen heisere Schreie, die wie ein Klaffen eines ängstlichen Köters klangen, über ihre Lippen, dann folgte schwarzes Blut. Schließlich erbrach sie in einem dampfenden stinkenden Schauer ihre vom Spezial-Projektil zerrissenen Eingeweide. Wie eine irrsinnig gewordene Tänzerin taumelte sie durch den großen Raum und fiel in seinem Zentrum auf die Knie. Ihr weißes Kleid war blutbesudelt, genau wie ihr Gesicht, das zu einer verzerrten Fratze reduziert worden war. Bhelchiinahs falsche Schönheit war radikal zerstört worden.

Vielleicht, dachte Lita, die vor Faszination erstarrt dem Todeskampf zuschaute, *vielleicht spürt sie nun all das, was sie mich und die armen Kerle spüren ließ. Wenn es so ist, dann freut es mich.* Sie spürte, dass ihrer Seele keine Gefahr mehr drohte; Bhelchiinah gelang es nicht, sie zu halten. Konnte es sein, dass mit dem

Ende der Seelendiebin auch all die unschuldigen Männer endlich von ihren Qualen erlöst wurden? Sie hoffte es.

Die zerstörerische Macht des Projektils kannte keine Gnade mit seiner geschlagenen Gegnerin, weiter und weiter rannen Blut und fleischige blauschwarze Schlingen und heißes Gewebe über Bhelchiinahs Lippen. Kein Schreien hallte mehr durch die Räume des Hauses, nur noch ein schauerliches Ächzen.

So aufwühlend der Todeskampf auch sein mochte, niemand der drei Zeugen tat etwas, ihn vorzeitig zu beenden. Diese Gnade konnte das Höllenwesen nicht erwarten, das Leid, das Bhelchiinah über sie gebracht hatte, war unauslöschlich in ihrer Erinnerung verankert – und mit ihr all die Angst, die sie verspürt hatten und noch immer spürten. Es war nur ein kleiner Teil, den sie nun zurückzahlten.

Schließlich, nach einigen Minuten, wurde es ruhig, und Ben, der mittlerweile die Treppe hinuntergestiegen und dafür eine Ewigkeit gebraucht hatte, ging langsam auf die erstarrte Dämonin zu. Kein Zweifel, sah er erleichtert, sie war tot. Ihre bannenden Augen waren nun grau wie kalte Asche und genauso wenig verheißungsvoll. Auch ihr Gesicht nahm mehr und mehr einen Grauschimmer an, und gleich darauf auch das ehemals weiße Kleid. Selbst das bereits hervorgewürgte Blut und die unansehnlichen Gedärme wurden von dieser unheimlichen Veränderung nicht verschont.

Vorsichtig setzte Ben einen Finger auf die Stirn des

Höllenswesens und zuckte zurück, als bereits diese leichte Berührung ausreichte, den aufrecht hockenden Körper zusammenfallen zu lassen wie ein von Kinderhand nachlässig aufgestelltes Kartenhaus.

In den nächsten dreißig Minuten füllte sich das ruhige Haus mit Leben und Licht. Stefan Crenz rief seine Familie an und sagte seiner Frau, dass sie beruhigt heimkehren konnten, es sei hier alles erledigt. Auf Details verzichtete er; ihm war klar, dass sie das Ende der Geschichte noch oft genug würden erzählen müssen. Obwohl die Dämonin besiegt war, war ihm nicht wohl bei der Sache, denn sein scheinbar zu Leben erwachter Schatten war ein Fakt; nur ihm war es zu verdanken gewesen, dass Stefan sich für eine Weile aus dem Bann Bhelchiinahs hatte lösen können. Er entsann sich, wie Lita, die vollkommen hilflos gewesen war, zu Boden fiel, während Stefan gleichzeitig seine Waffe zückte. Zwar war am Ende seine Kraft nicht ausreichend gewesen, der Dämonin Paroli zu bieten, doch konnte Stefan nicht leugnen, dass er mit dieser Aktion Bhelchiinah entscheidend abgelenkt hatte.

Stefan stellte sich die bange Frage, ob Lita und vielleicht auch Ben Zeugen des unheimlichen Eigenlebens seines Schattens geworden waren. Warum überhaupt hatte er eingegriffen und ihnen damit möglicherweise allen das Leben gerettet? Es handelte sich doch unzweifelhaft um den Geist oder die Essenz Sprrygars,

der in Stefans Schatten geschlüpft war. Hätte er nicht viel eher Bhelchiinah zur Seite stehen müssen? Stefan spürte, dass er auf diese Fragen allein keine Antworten finden würde; er nahm sich vor, in nächster Zeit Professor Singh zu kontaktieren. Vielleicht wusste der Inder Rat.

Ein undefinierbares Gefühl der Angst durchfuhr ihn und er fragte sich, ob er Judith vorhin am Telefon die Wahrheit erzählt hatte. War wirklich alles erledigt? Ging nicht im Gegenteil die größte Gefahr nun von ihm selbst aus? Wenn wirklich der Dämon in ihm hauste, konnten sie sich dann wirklich sicher sein? Was, wenn Stefan dem fremden Einfluss unterlag und des Nachts über seine Familie herfiel? Diese Vorstellung war derart furchterregend, dass er leise aufstöhnte.

»Alles in Ordnung?«, fragte Ben, der ihn besorgt – oder vielleicht auch wissend – anschaute.

Stefan brachte ein falsches Lächeln zustande. »Ja, mir ist nur ein wenig schwindlig. Das Biest konnte einem ganz schön zusetzen.«

Ben nickte, erwiderte jedoch nichts.

Lita machte sich daran, die unansehnlichen Überreste der Dämonin zu beseitigen. Dabei ging sie recht pragmatisch vor und schaufelte die teils sandähnliche, teils schleimige Substanz in einen großen Eimer. »Der Professor wird sich freuen«, feixte sie. »Wann bekommt er einen Dämon schon einmal frei Haus geliefert?«

Just in dem Augenblick, in dem Lita den Eimer aus dem Zimmer zerrte, kamen Judith und Mel heim. Beiden war die Erleichterung über den glimpflichen Ausgang anzusehen. Judith hakte sich bei Stefan ein und fragte: »Ist nun wirklich alles ausgestanden? Ist sie wirklich tot?«

»Aber ja, Bhelchiinah ist tot, von ihr wird nie wieder eine Gefahr ausgehen. Du kannst ganz beruhigt sein.« Stefan küsste seine Frau auf die Stirn und drückte sie an sich. Er warf immer wieder verstohlene Blicke zu Boden, wo sich sein Schatten abzeichnete, aber ihm fiel nichts Besonderes auf.

Ben regte sich unruhig und bewegte sich einige Schritte.

»Was hast du, Ben?«, fragte Lita, die soeben wieder den Raum betrat. »Geht es dir nicht gut?«

In Bens Gesicht, das immer noch das Gesicht eines sehr alten Mannes war, der nicht mehr viel vom Leben zu erwarten hatte, stand ein angespannter Ausdruck, gerade so, als würde er etwas erwarten, jedoch nicht wissen, worum es sich dabei handelte.

»Ich bin mir nicht sicher, aber irgendetwas ist anders«, murmelte Ben. Er blieb stehen und schaute suchend umher. Plötzlich straffte sein Körper sich. »Mir ist nicht kalt.« Er öffnete einen Fensterflügel und nächtliche Kühle drang ein. »Mir ist nicht kalt«, wiederholte er, als sei es eine magische Formel. »Zum ersten Mal seit Tagen habe ich nicht dieses verdammte

Gefühl, erfrieren zu müssen.« Er betastete sein Gesicht. »Ist es zu sehen? Bitte sagt mir, ob ihr etwas sehen könnt.«

Prüfend schaute Lita, die ihm am nächsten stand, in sein Gesicht. *Nein*, wollte sie sagen, *keine Besserung. Was ich sehe, ist schrecklich*. Aber dann huschte ein ungläubiges Lächeln über ihre Lippen. »Deine Augen!«, rief sie.

»Was ist mit meinen Augen?«

»Seht ihr es? Siehst du es, Judith? Kommt her!«

Es war Ben unangenehm, angestarrt zu werden wie ein Affe im Zoo, aber er ertrug es mit scheinbarer Gelassenheit.

»Ja«, bestätigte Mel, die neben ihrer Mutter stand. »Es sind wieder deine Augen, Ben. Ich kann ... Es ist, als würde ich in ihnen deine Seele sehen. Es befindet sich wieder Leben in ihnen.« Mit einem Jubelschrei fiel sie Ben um den Hals, der sich kaum auf den Beinen halten konnte. Lita und Judith griffen nach ihm und hielten ihn.

Ben konnte nicht anders, als Lita einen Kuss auf die Stirn zu drücken. Einen Arm legte er um Judiths Schulter und zog sie in einer Geste tiefer Dankbarkeit zu sich heran. Sie strahlte ihn voller Glück an.

»Zum zweiten Mal geboren«, sagte er. »Nicht schlecht, das Gefühl.«

ENDE